Star-Steamer

- Mit Volldampf durchs Weltall -

Steampunk – Science Fiction

von

Michael H. Schenk

© M. Schenk 2018

Kapitel 1 Prolog

Die Ölkriege und die Wasseraufstände der vergangenen Jahre waren endlich vorbei, und ihre Auswirkungen hatten das politische Antlitz der Erde ebenso dramatisch beeinflusst, wie die Veränderungen der Klimazonen. Energie war zu einer knappen Ressource geworden. Das europäische Festland stöhnte unter Treibhausklima und Monsun, die nördlichen Staaten wurden hingegen aus gutem Grund als „Nebelländer“ bezeichnet. Die Hoffnung auf die Nutzung der riesigen Solarkraftanlagen in Afrika hatte sich zerschlagen. Sie befanden sich fest im Besitz der Warlords und den europäischen Staaten blieb nur die Wahl, sich ausbeuten zu lassen oder neue Wege der Energiegewinnung zu gehen. Die Nutzung der Dampfkraft wurde zum Fundament jeglicher Zivilisation.

Kaum berechenbare Elektrostürme schränkten die Nutzung von Kommunikationseinrichtungen dramatisch ein und das weltweite Internet war aufgrund des nicht zu behebenden Virenbefalls endgültig abgeschaltet worden. Nur wenige Computer arbeiteten noch, streng abgeschirmt von der Außenwelt und jeglicher externer Verbindung. Mechanische Rechengeräte ersetzten die elektronische Datenverarbeitung und das globalisierte Wirtschaftssystem war zusammengebrochen. Soziale Unruhen und Aufstände fegten alte Regierungen und Nationen hinweg. Manche verschwanden für immer von der politischen Landkarte oder wurden von anderen aufgesogen.

Das kleine Königreich von Britannien war noch immer eine Insel oder vielmehr ein Verbund von Inseln, und dies hatte dazu geführt, dass seine Monarchie die Zeiten der Unruhe weit besser überstand, als die Staaten auf dem europäischen Festland. England war noch immer England und wie so oft stand das Schicksal des Inselreiches auf des Messers Schneide.

Kaiser Napoleon III. hatte seine Regimenter zum Siegeszug durch Europa geführt. Französische Dampfpanzerbataillone patrouillierten mit polnischen Ulanen an der russischen Grenze. Bayern nutzte die Gelegenheit, verbündete sich mit dem Franzosenkaiser, und vertrieb mit dessen Hilfe die verhassten Preußen aus Berlin. Viele von diesen waren ist in die Nebelländer geflohen. Nebelländer wie das Königreich England, welches sich wieder einmal einer überwältigenden Übermacht gegenüber sah.

Während Napoleons Truppen mit den bayerischen Elitedivisionen der „Krachledernen“ an der Atlantikküste standen, musste Britannien um sein Überleben fürchten. Noch herrschte ein unsicherer Friede, doch jeder spürte, dass der Krieg unausweichlich schien.

Drei Dinge würden über Englands Schicksal bestimmen – Die Royal Navy, der englische Nebel und die Effektivität britischen Dampfes.

Kapitel 2 Im Nebel

Es war der typische englische Nebel, der über dem Inselreich lag. Er schien das Meer und Britannien in eine Schicht dichter Watte zu hüllen. Eine undurchdringlich scheinende Lage weißen Dunstes, die in zwanzig Metern Höhe abrupt endete und über der sich die Umrisse der schottischen Küste in sternklarer Nacht erhoben. Die Nebelbank ragte weit auf das Wasser hinaus, bevor sie sich, überraschend schnell, auflöste und den Blick auf das Meer freigab. Der Nordatlantik war überraschend ruhig. Eine Seltenheit in den Gewässern vor den zerklüfteten Inseln der Hybriden.

Auf dem Nebel schien ein merkwürdiger Gegenstand zu schwimmen. Er ähnelte einem altertümlichen Waschzuber, in dem sich ein Mann befand, der aufmerksam umher spähte und sich überwiegend auf das frei sichtbare Wasser des Nordatlantiks konzentrierte. Inmitten des „Waschzubers“ ragte ein kurzer Mast ohne Segel auf, der den Eindruck noch verstärkte, dass es sich um ein ungewöhnliches Wasserfahrzeug handelte, welches irrigerweise über den Dunst hinweg glitt. Es wiegte sich leicht hin und her, als folge es dem Fluss der Wellen und in gewisser Weise war dies auch so.

Der Mann sah sich abermals um, musterte den Nebel mit skeptischem Blick und beugte sich dann über ein kurzes Rohr, welches aus dem Rand des Waschzubers ragte.

„Der Nebel steigt auf“, rief er in einen metallenen Trichter. „Ich brauche mehr Dampf in den Mast, damit der Korb höher kommt.“

Irgendwo, aus dem Dunst des Nebels, war ein gedämpftes Rumpeln zu hören, und der Mann legte die Hand auf einen Hebel, als sich der Waschzuber anhob. Nun wurde deutlich, dass er sich an der Spitze eines Mastes befand, dessen Teleskopelemente sich nun unter dem Druck des einströmenden Dampfes weiter auseinander schoben. Der Beobachter fluchte leise, als er den Hebel umlegte und es dabei zischte. Eine kleine Dampfwolke stieg auf, an der er sich beinahe die Hand verbrühte hätte.

„Sagt dem Chief, er soll sich den verdammten Mast einmal vornehmen“, knurrte er missmutig in das Sprechrohr. „Das verdammte Ventil ist undicht und ich hätte mir fast die verdammte Hand verbrannt.“

Etliche Meter unterhalb seiner Position sahen sich zwei sehr unterschiedliche Männer an und mussten gleichzeitig lächeln. Einer von ihnen klopfte gegen das Gegenstück des Schalltrichters. „Der Chief steht direkt neben mir und ich werde es ihm ausrichten“, meinte er freundlich. „Aber es ist nun einmal ein altes Mädchen und gelegentlich lässt sie etwas Dampf ab.“

Das „alte Mädchen“ war ihrer britannischen Majestät Dampfkanonenboot *Thunderer* und das kleine Kriegsschiff war tatsächlich alt und hätte längst außer Dienst gestellt werden sollen. Aber die Küsten des Inselreiches waren lang und es gab nie genug Schiffe, um sie zu überwachen. So war

auch *H.M.S. Thunderer* noch immer ein Bestandteil der Royal Navy, wenn auch sicher einer der ältesten.

Als ihr Rumpf in Liverpool zum ersten Mal das Salzwasser der See gekostet hatte, war sie ein hochmodernes Novum gewesen. Das Dampfkanonenboot stellte einen Kompromiss dar, zwischen der Erfordernis von schnellen und gut bewaffneten Einheiten, und der Notwendigkeit, die Schiffe kostengünstig und in größerer Stückzahl bauen zu können. Meist brachten Kompromisse etwas hervor, das niemanden wirklich zufrieden stellte. Dies galt auch für *H.M.S. Thunderer*.

Ihre Pratt & Whitney-Dampfturbinen brachten sie auf fünfundzwanzig Kilometer in der Stunde und sie war, für die damalige Zeit und ihre Schiffsklasse, ungewöhnlich schwer bewaffnet. Anstelle der sonst üblichen Rotationsdampfgewehre führte sie eine einzige Dampfkanone, wie sie sonst erst auf den großen Fregatten ihrer Majestät zu finden waren. Die *Thunderer* war ein schnelles und stark bewaffnetes Schiff, und diese Vorzüge mussten mit einigen Nachteilen bezahlt werden. Es gab keine effektive Panzerung, und so gut wie keinen Komfort für die siebzehn Männer und Frauen der Besatzung. Die Lordadmiralität hielt Bequemlichkeit auch nicht für erforderlich, da die neue Thunderer-Klasse nur in küstennahen Gewässern operieren sollte.

Inzwischen war das kleine Schiff alt geworden, die Kolben der Dampfmaschinen waren ausgeschlagen, und die Ventile klapperten und zischten, aber es war ein Schiff, es schwamm und es war noch immer Bestandteil der Navy.

Ein Kompromiss galt auch für die Zusammensetzung ihrer Mannschaft. Die Offiziere und einige wenige Seeleute gehörten der Royal Navy an, die meisten waren jedoch Fischer von den umliegenden Inseln, die sich der königlichen Marine verdingten, um ihre Familien ernähren zu können.

Die beiden ungleichen Männer auf der Brücke der *Thunderer* liebten ihr altes Mädchen gleichermaßen, wenn auch aus unterschiedlichen Beweggründen.

Für Captain Eugenius McDenglot war es das erste eigenständige Kommando, so klein es auch sein mochte. Er war Anfang der Dreißig, schlank und hochgewachsen. Ein gut aussehender Mann, dem die Offiziersuniform der königlichen Marine eigentlich ausgezeichnet stand und den man vielleicht für ein Anwerbungsplakat verwendet hätte, wenn da nicht ein paar Eigenheiten gewesen wären, die McDenglot eher ungewöhnlich erscheinen ließen. Über der regulären Uniformhose trug der Schotte einen Kilt von schlichter dunkelgrüner Farbe, und statt des glatt rasierten Gesichtes oder des sauber gestutzten Oberlippenbartes, verbarg er seine fein geschnittenen Gesichtszüge hinter einem buschigen Vollbart. Es machte ihn weit älter als er tatsächlich war und nur die unternehmungslustig blitzenden Augen verrieten das Feuer der Jugend. Eugenius McDenglot war der Chef des Clans der McDenglots und als solcher versuchte er, wenigstens äußerlich einem würdigen Patriarchen zu gleichen. Diese Eigenheit hatte schon zu Konflikten mit vorgesetzten Offizieren geführt und sich auch als Hemmschuh für die Karriere des Schotten erwiesen, doch so sehr er die Royal Na-

vy liebte, so fühlte er sich zugleich auch den Traditionen seiner schottischen Heimat verbunden.

Finnegan Walker war der Chief an Bord. Er hatte ungefähr die Größe des Captains, war jedoch ungleich schlanker. Man konnte ihn guten Gewissens als hager bezeichnen und der Engländer sah dies durchaus als Vorteil. Seine Statur erlaubte es ihm, auch in die engsten Winkel an Bord zu gelangen. Er liebte die alte *Thunderer*, da er einst an ihrem Bau mitgewirkt hatte und jede Schraube und Platte, jedes Ventil und jedes Rohr an Bord kannte. Seine Fähigkeiten hielten das „alte Mädchen“ am laufen. Zudem verfügte der Chief über die Fähigkeit, die Besatzung als Einheit zusammenzuhalten. An Bord eines Dampfkanonenbootes wurde das sehr geschätzt, denn unter den siebzehn Männern und Frauen gab es kaum Privatsphäre. Streitigkeiten schlichtete Finnegan Walker mit seinem englischen Humor oder seinen überproportional großen Händen, die einer Bärenpranke zu Ehren gereicht hätten.

Die Brücke der *Thunderer* war gerade groß genug, die beiden Männer und einen Dritten, den derzeitigen Rudergänger, aufzunehmen. Spötter behaupteten, ein Vierter müsse sich dick einölen, um sich irgendwie dazwischen quetschen zu können. Der Rudergänger stand am Rad und überwachte zugleich die Anzeigen und Ventilhebel des Steuerpultes. Die gläsernen Fenster der kastenförmigen Brücke waren mit metallenen Streben aufgeklappt. Inmitten des Nebels war es feucht und kühl, doch die Männer wollten sich keinen Laut entgehen lassen, der von draußen hereindringen mochte. Ohne direkte Sicht war die Brückenbesatzung auf ihr Gehör und die Augen des Beobachters im Mast angewiesen.

Dessen Stimme wurde nun erneut hörbar. „Schiff voraus. Hält auf die Küste zu. Ich denke, es steuert Skye an.“

Eine der Augenbrauen von Eugenius McDenglot bewegte sich unmerklich. „Ist eine Flagge zu erkennen?“

„Keine Flagge gesetzt“, kam die Antwort.

Jetzt rutschte auch die zweite Augenbraue hoch. „Ein Schmuggler?“

„Negativ, Captain. Dafür ist es zu groß. Es hält noch direkt auf uns zu und ich kann die Seitenlinien des Rumpfes nicht erkennen, aber ich schätze, es ist wenigstens ein Zweimaster. Er hat die typischen Konturen eines Kriegsschiffes. Wie erwähnt, keine Flagge am Vormast, aber ich möchte wetten, es ist ein Franzose.“

„Dann ist es auch ein Franzmann“, stimmte McDenglot zu. Etwas leiser wandte er sich an Finnegan Walker. „Ich bin nicht so verrückt gegen seine Augen zu wetten. Wenn Jordan meint es sei ein Franzose, dann stimmt das auch.“

Der Chief wippte leicht auf den Fersen. „Was hat ein Froschfresser hier oben verloren? Noch dazu ohne Hoheitsfahne? Da stimmt etwas nicht, Captain.“

„In der Tat. Juckt die Nase?“

„Und wie“, versicherte der Chief.

„Es könnte trotzdem ein Schmuggler sein“, überlegte Eugenius McDenglot. „Wir befinden uns offiziell nicht im Krieg mit dem Franzosenkaiser, auch wenn es ein gegenseitiges Handelsembargo gibt. In London zahlt man eine Menge Goldvictorias für eine Flasche echten französischen Champagners.“

„Kann ich nicht verstehen“, warf der Rudergänger ein. „Ich hab es Mal probiert und das Zeug schmeckt wirklich übel.“

„In den besseren Kreisen ist es Pflicht, dass es gut schmeckt“, versicherte der Captain grinsend. „Obwohl man dort wissen sollte, dass nichts über einen guten schottischen Maltwhiskey geht.“

„Oder ein gut temperiertes Ale“, fügte Finnegan hinzu.

Der Captain verzichtete auf einen unpatriotischen Kommentar. Er hatte sich nie mit warmem Bier anfreunden können. „Nun, jeder hat so seine Vorlieben“, meinte er diplomatisch. „Wie dem auch sei, da draußen, außerhalb des Nebels, schwimmt ein Franzose, und das muss etwas zu bedeuten haben. Hier oben im Norden treibt sich normalerweise kein Froschfresser herum und wenn der Bursche nicht einmal Napoleons Trikolore gehisst hat, dann hat er auch etwas zu verbergen.“

Die Katastrophen und Unruhen so vieler vergangener Jahre hatten zu dramatischen Veränderungen auf dem europäischen Festland geführt. Es war eine Epoche der Bürgerkriege, in denen die Nationen zu stark geschwächt waren, um noch gegeneinander Kriege um die verbliebenen Ressourcen führen zu können. Nur Frankreich war ungewöhnlich stabil geblieben und sogar gestärkt aus dieser furchtbare Zeit hervorgegangen. Die Pariser Aufstände hatten ihr Ende gefunden, als Napoleon III. den Thron bestieg und die alte Republik unter seinem Banner einte. Es schien fast, als hätte ganz Frankreich nur auf ein solches Symbol alter Einheit gewartet, denn der neue Franzosenkaiser hatte einen unvergleichlichen Siegeszug über den Kontinent angetreten. Vielleicht waren die anderen Nationen zu geschwächt oder einfach nur der Kämpfe müde gewesen, denn die meisten hatten sich Napoleon rasch unterworfen. Preußen hatte zunächst Widerstand geleistet, doch nachdem sich Bayern mit Napoleon verbündete, war sein Ende abzusehen gewesen. Viele Preußen, wie man alle Deutschen jenseits der alten Weißwurst-Grenze nannte, waren in die nördlichen Länder geflohen, andere dienten nun dem Franzosenkaiser. Jede Eroberung füllte die geschwächten Ränge seiner Armee erneut auf, und außerhalb der Grenzen des Kaiserreiches nannte man die Vasallen Napoleons schlicht „Franzosen“, obwohl dies, zumindest nach Geburtsland, keineswegs immer zutraf. Seine Truppen waren ausgedünnt und mussten eine immens lange Grenze bewachen. Bevor Napoleon erneut seinen Eroberungsgelüsten nachgeben konnte, musste seine Armee erst wieder zu Kräften kommen. Dies mochte der Grund sein, warum England noch immer ein unabhängiges Königreich war.

Zwischen dem Königreich England und dem europäischen Kaiserreich Napoleons III. herrschte Frieden, doch es war ein unsicherer und merkwürdiger Frieden, der vielen Beschränkungen unter-

lag. Es gab nur wenige Handelsbeziehungen und diese waren auf sorgfältig ausgewählte Güter beschränkt. Die wenigen Touristen fanden sich in beiden Reichen in der Gesellschaft aufmerksamer „Reisebegleiter“ wieder, die sehr darauf achteten, was man zu Gesicht bekam. Misstrauen herrschte zwischen Engländern und Franzosen, und ein kleiner Funke genügte möglicherweise schon, um einen Flächenbrand zu entzünden. Die Aufgabe der Royal Navy, und damit auch von *H.M.S. Thunderer*, war es, diesen Funken zu verhindern und zugleich die Küsten des britischen Inselreiches zu schützen.

Es war keine einfache Aufgabe, denn Napoleon handelte mit Irland und irische Schmuggler umgingen gerne das Handelsembargo, um verbotene Waren gewinnbringend auf der großen Insel zu verkaufen. Ebenso schwunghaft, und weitaus gefährlicher, konnte der Handel mit Informationen sein. Es war riskant und fast unmöglich, Geheiminformationen an den Grenzbeamten vorbei zu schleusen, die See hingegen bot viele Möglichkeiten, jede Kontrolle zu umgehen. Zudem tummelten sich in den internationalen Gewässern Fischereiboote verschiedener Länder und schon oft war Streit um ertragreiche Fischgründe ausgebrochen. Die Fischer kämpften um ihre Ausbeute und gelegentlich auch um ihr Leben, denn manche Begegnung verlief ruppig und endete mit Gewalt. Es war die Aufgabe der Navy, das zu verhindern. Aus diesem Grund lag die *Thunderer* in ihrer gegenwärtigen Position in der Nebelwand. Der Rumpf des Dampfkanonenbootes blieb im Dunst verborgen, während der Ausguck darüber einen guten Ausblick über das Meer bot. Es war ein alter Trick, der jedem Schmuggler bekannt war, dennoch konnte der „Waschzuber“ leicht übersehen werden.

Finnegan Walker wippte erneut auf den Fersen. „Es müsste bald Tag werden. Wenn der Nebel steigt, dann löst er sich rasch auf. Dann wird der Froschfresser uns sehen.“

„In der Tat, das gefällt mir auch nicht“, gab der Captain zu. „Ich möchte ihm lieber heimlich zusehen und feststellen, was er hier vorhat.“

„Wir können ja hinüberdampfen und ihn fragen“, schlug der Chief treuherzig vor. „Wir sind ja nicht im Krieg mit dem Kaiser.“

Erneut grinsten sie sich wie Verschwörer an. „Noch nicht“, brummte McDenglot. „Aber das ist nur eine Frage der Zeit. Der verdammte Kerl ist hungrig und Britannien wäre für ihn ein passender Happen.“

„Aber ein schwer verdaulicher.“

Der Schotte warf einen ärgerlichen Blick auf das fest montierte Fernglas, das auf einem massigen Stativ neben dem Ruder stand. Er hätte das fremde Schiff zu gern mit eigenen Augen gesehen und es gefiel ihm nicht, auf die eines anderen angewiesen zu sein, gleichgültig, wie gut diese auch waren. Er blickte in den Niedergang, dessen schmale Treppe im Hintergrund der Brücke unter Deck führte, und hob seine Stimme. „Erster Offizier auf die Brücke! Und O´Ley soll seine Maschinen auf Volldampf vorbereiten!“

„Meinen Sie wirklich, dass er kommt?“, fragte der Rudergänger.

„Der Ausguck sagt, er hält auf uns zu“, erwiderte der Chief.

„Ich meinte den Franzosenkaiser.“

„Oh.“ Chief Walker warf einen Blick zum Captain.

Der zuckte die Schultern. „Ja, er wird kommen. Er wird sich England nicht entgehen lassen. Zurzeit ist Kaiser Napoleon noch damit beschäftigt, seine Macht auf dem Festland zu konsolidieren. Er hat eine Menge Länder erobert, seine Armeen haben gelitten und wenn wir Glück haben, braucht er eine Weile, bis er bereit ist, uns zu besuchen.“ Der Schotte lachte leise. „Im Augenblick scheint er daran kein Interesse zu haben, aber das hängt eher damit zusammen, dass eines der verheerenden europäischen Beben den Tunnel zwischen uns und dem Festland zum Einsturz gebracht hat. England ist wieder eine Insel und der Kaiser benötigt Schiffe, um uns zu erreichen. Ich habe nicht die Informationen die dem Lord-Admiral verfügbar sind, aber ich wette darauf, dass Napoleon längst dabei ist, seine Flotte zu vergrößern.“

„Unsere Navy ist besser“, meinte der Rudergänger im Brustton der Überzeugung.

Eugenius McDenglot lachte erneut, aber es war ein Lachen ohne Freundlichkeit. „Wir dürfen den Kerl nicht unterschätzen. Der Kaiser verfügt über die größeren Ressourcen. Immerhin, das will ich gerne zugeben, haben wir die besseren Schiffe und die besseren Seeleute.“

„Und Thermionit für unsere Dampfmaschinen“, fügte der Chief hinzu.

„Und Thermionit, ja.“ Der Captain kratzte sich unbehaglich in seinem Vollbart, während er in den Nebel hinaus starrte. „Das haben die Franzmänner nicht und ich hoffe, sie bekommen es auch nie in größeren Mengen in die Finger. Solange die Franzosen ihre Dampfmaschinen mit Solarenergie oder Kohle und Holz befeuern müssen, solange haben wir mit Thermionit einen großen Vorteil. Unsere Dampfmaschinen sind wesentlich effektiver und sie sind Witterungsunabhängig.“ Eher unbewusst wies er auf das Vordeck hinaus, obwohl es im Nebel kaum zu erkennen war. „Die englischen Dampfkanonen sind, dank Thermionit, den Sprengpulverkanone des Kaisers überlegen. Und seine verdammten Laserwaffen kann er bei unserem guten britischen Nebel nicht einsetzen, zumal die Batterien der Solaranlagen nichts taugen.“

„Trotzdem wird er kommen?“, fragte der Rudergänger nach.

„Trotzdem wird er kommen“, stimmte Eugenius McDenglot zu. „Sein Stolz lässt gar nichts anderes zu.“ Er leckte sich kurz über die Lippen und wandte sich dann dem Sprachrohr zu. „Brücke an Ausguck. Was macht der Franzose?“

Beobachter Jordan hatte ein vorgewärmtes Teleskop in den Händen, drückte nun eine Taste und hörte das leise Zischen der Dampfkammer, mit dem sich das Instrument auseinander schob. Er setzte es an und stellte auf das fremde Schiff scharf. „Liegt knapp fünfhundert Meter vor der Nebelbank und refft die Solarsegel. Ich glaube, der will ankern und hat keine Ahnung, dass wir hier sind.“

McDenglot nickte unwillkürlich, obwohl Jordan das nicht sehen konnte. „Fahr den Mast wieder ein Stück herunter. So weit, wie es geht. Gerade so, dass man den Froschfresser noch im Auge behalten kann.“

„Schon erledigt, Captain“, kam die Erwiderung. „Ich habe mir schon gedacht, dass uns der Bursche besser nicht erkennt.“

„Guter Mann, Jordan“, lobte McDenglot.

„Wenn wir unser Radar nutzen könnten, dann wüssten wir mehr“, murmelte der Chief.

„Wenn der Franzose sein Radar nutzen könnte, dann wüsste er auch mehr“, erwiderte McDenglot lächelnd. „In gewisser Weise können wir froh sein, dass der Nebel die Radarwellen blockiert. Ich wette, deswegen ist der Bursche auch hier. Der weiß genau, dass unser Küstenradar jetzt nichts sehen kann.“

„Kann es auch sonst nicht“, erwiderte Walker. „Selbst die stärksten Anlagen haben gerade mal vierzig Kilometer Reichweite. Da kann man leicht eine Lücke finden. Früher, vor den Elektrostürmen, sollen Radargeräte viele hundert Kilometer abgetastet haben.“

„Bah, eine maßlose Übertreibung.“ Der Captain starrte in den Nebel hinaus. „Das übliche nostalgische Geschwätz. Früher war alles besser, größer und schöner … Verdammter Unfug.“

Hinter ihnen waren Schritte im Niedergang zu hören, als Lydia Smythe herauf kam. Da es kühl war, hatte sie sich den Schlechtwettermantel übergezogen, doch auch der konnte ihre vollendeten weiblichen Formen nicht ganz verbergen.

„Erster Offizier auf der Brücke“, meldete sie förmlich und rückte die Offiziersmütze zurecht. Deren Form wirkte ein wenig bauchig, da die junge Frau den Wust ihrer kastanienbraunen Locken darunter verbergen musste. „Was liegt an, Captain? Ein Schmuggler?“

„Ein unbekanntes Kriegsschiff, Erste“, antwortete Eugenius McDenglot. „Hat keine Lichter und keine Flagge gesetzt, aber Jordan schwört darauf, dass es ein Franzose ist. Er scheint zu ankern.“

„Jordan?“ Sie lächelte unmerklich. „Dann ist es auch ein Franzmann. Was will der hier oben im Norden?“

„Die Antwort auf diese Frage würde mich auch interessieren“, gab der Captain zu.

Die junge Offizierin quetschte sich irgendwie zwischen McDenglot und den Rudergänger. „Vielleicht will er im Auftrag des Kaisers den Fischfang überwachen und wartet auf die auslaufenden Boote. Die müssten ja bald von Skye und Mull auslaufen.“

„Zur Fischereiüberwachung würde er seine Flagge zeigen.“ Der Captain nahm die Offiziersmütze ab und fuhr sich durch die kurz geschnittenen Haare. „Und zum Schmuggel benutzt man keine Kriegsschiffe. Ich denke, dass der Bursche hier auf ein Überbringerboot von der Küste wartet. Es ist wohl besser, ich sehe mir das einmal selber an.“

Finnegan Walker sah zu, wie der Schotte an die metallene Leiter trat. Sie führte durch eine Dach-

luke den Teleskopmast hinauf zur Aussichtsplattform. „Jordan wird nicht begeistert sein, Sir. Ist ziemlich eng da oben in der Kotzkiste.“

Die Bewegungen der See übertrugen sich auf den Rumpf des kleinen Schiffes und die Höhe des ausgefahrenen Teleskopmastes multiplizierte deren Auswirkungen auf die Beobachtungsplattform. Diese schwang selbst bei leichten Wellen auf derart beachtliche Weise, dass die Seeleute den Ausguck nicht umsonst als „Kotzkiste“ bezeichneten.

Der Nebel war noch immer sehr dicht und Eugenius McDenglot schien sich durch undurchdringliche Watte empor zu hangeln, bis sein Kopf plötzlich den Dunst durchstieß. Er sah freien Sternenhimmel über sich und die Umrisse des Beobachters. Jordan hatte die gedämpften Laute auf der Leiter gehört und half seinem Captain herauf.

„Er hat die Segel gerefft, und Bug- und Heckanker fallen lassen. Keine Kabinenbeleuchtung und keine Positionslampen, Captain. Der Kerl hat Dreck am Stecken.“

Das Licht der Sterne warf Reflexe über das ungewöhnlich ruhige Wasser des Nordatlantiks und das ankernde Schiff lag nur wenige hundert Meter vor der Nebelbank. Es war in allen Einzelheiten zu sehen und Captain McDenglot schlug Jordan anerkennend auf die Schulter. „Fraglos ein Franzose und ein Zweimaster. Sieht ganz nach einer 6-Kanonen-Fregatte aus. So etwas schickt der Kaiser nicht einfach auf Spazierfahrt. Die haben etwas vor und dazu wollen sie den Schutz der Nacht ausnutzen.“ Er blickte in den Sternenhimmel hinauf. „Er hat die richtige Nacht abgepasst. Blaue Lichtfäden am Himmel. Der verdammte Elektrosturm wird wieder jeden Kurzstreckenfunk stören. Wer den Franzosen sieht, kann seine Beobachtung nicht weitermelden.“

Jordan nickte. „Ich wette, Captain, sobald der Morgen naht, verschwinden die wieder.“

McDenglot lächelte kühl. „Was immer der Kerl vorhat, es muss in der nächsten Stunde geschehen. Sobald die Sonne aufgeht wird der Nebel rasch zerfallen und man würde den Franzmann von der Küste aus sehen.“

„Vorher wird der Kerl aber uns entdecken“, wandte der Beobachter ein.

„In der Tat.“ Der Schotte nahm das kleine Dampfteleskop Jordans und blickte erneut auf das französische Schiff.

Während die englischen Schiffe noch immer die typischen steil aufragenden Bordwände aufwiesen, zeigte der Rumpf des Franzosen eine vollkommen andere Silhouette. Von jeder Seite aus betrachtet, besaß er die Grundform eines Trapezes. Es schien mit der breiten Basis auf dem Wasser zu liegen und die Seitenwände stiegen in einem Winkel von ungefähr 45 Grad an, um schließlich in dem schmalen Oberdeck zu enden. Der Rumpf war tiefschwarz gestrichen und zeigte einen umlaufenden weißen Streifen. Die extremen Schrägen boten einen gewissen Schutz gegen Kanonenkugeln aus Pulvergeschützen, und sogar gegen die Laserstrahlen der Solarwaffen, die, wenn sie ungünstig aufprallten, abgelenkt wurden. Nur die mit Thermionit betriebenen englischen Dampfkanonen und

deren Spezialgeschosse besaßen unter günstigen Umständen genug Durchschlagskraft, um die Panzerung zu brechen.

Über den Rumpf erhoben sich die beiden Masten mit ihren breiten Rahen und den derzeit gereffften Solarsegeln. Letztere waren nicht besonders effektiv, um den Wind als Antriebskraft zu nutzen, aber ihre Aufgabe war auch eine andere. Im Grunde bestanden die Segel aus Solarzellen, deren Paneele so angeordnet waren, dass sie in der Form einer Ziehharmonika herabgelassen oder eingeholt werden konnten. Sie leiteten die gesammelte Sonnenenergie zu den Dampfkesseln des Schraubenantriebs und den Speicherbatterien der Laserwaffen.

Die Energiewaffen wurden nur selten genutzt, denn ihre Speicher waren schnell erschöpft und im Nebel der nördlichen Länder hatten sie ohnehin nur geringe Wirkung. So bestand die Hauptbewaffnung des Schiffes aus Pulverkanonen. Die vor der im Nebel verborgenen *H.M.S. Thunderer* liegende Fregatte verfügte über sechs Geschütze. Diese befanden sich in seitlichen Gondeln an den Breitseiten des Rumpfes, jeweils drei als Batterie. Über den Bug ragte die schmale Enterbrücke auf die See hinaus, am Heck erhob sich das gepanzerte Ruderhaus.

Eugenius McDenglot erkannte Bewegung an Deck des Schiffes. „Ich glaube, sie wollen ein Boot aussetzen."

„Spione?"

Der Schotte nickte. „Etwas anderes macht keinen Sinn, Jordan."

„Sollen wir es abfangen, Sir?"

„Ich gedenke nicht zuzulassen, dass der Franzosenkaiser unter unseren Augen seine Geheimspione an Land setzt."

„Wenn das Boot erst im Nebel eintaucht, wird es kaum noch möglich sein, es abzufangen", gab der Beobachter zu bedenken.

„Deshalb müssen wir es vorher erwischen." Eugenius McDenglot schlug Jordan aufmunternd gegen den Arm. „Halten Sie den Franzmann genau im Auge. Wir müssen jetzt schnell handeln und Sie müssen mir jede Bewegung melden. Vielleicht müssen wir Schreckhase spielen."

„Schreckhase? Aye, Captain."

McDenglot warf einen abschätzenden Blick über den Nebel. Der würde sich nicht mehr lange halten. Im Osten begann sich der Himmel zu verfärben. Der Sonnenaufgang war nicht mehr fern und dem Franzosen blieb nicht mehr viel Zeit, seine Absicht umzusetzen. Vermutlich hatte er viel früher vor der schottischen Küste erscheinen wollen und es war wohl zu einer Verzögerung gekommen. Umso mehr würde er sich nun beeilen, um bei Tagesanbruch wieder verschwunden zu sein.

Chief Finnegan Walker stieß einen leisen Fluch aus, als McDenglot die Leiter herunter gerutscht kam und unsanft auf einem Fuß des Engländers aufsetzte. Der Captain entschuldigte sich kurz und trat dann an eines der vorderen Brückenfenster.

„Der Franzose setzt ein Boot aus. Sicherlich um Spione an Land zu bringen. Das werden wir jedoch nicht zulassen.“ Er wandte sich den anderen zu. „Klar Schiff zum Gefecht.“

Chief Finnegan Walker rief den Befehl unter Deck und von dort war das Getrappel von Füßen und das Fluchen von Seeleuten zu hören.

Lydia Smythe räusperte sich. „Sir, wenn er hier ankert befindet er sich noch ganz knapp außerhalb unserer Hoheitsgewässer. Er ist in internationalen Gewässern“, fügte sie hinzu.

„Ja, ich weiß schon was Sie meinen, Erste. Der Nebel ragt wirklich ziemlich weit hinaus. Aber wenn wir jetzt nicht handeln, entwischt uns das Boot mit den Spionen.“

„Sir, ich gebe zu bedenken, dass der Franzose in neutralen Gewässern liegt und bislang keine feindlichen Absichten zeigt.“

„Ich definiere das Absetzen von Spionen durchaus als feindliche Handlung“, erwiderte der Captain.

„Wir wissen aber nicht mit Bestimmtheit, ob es sich um Spione handelt.“

„Ah, meinen Sie, ein paar von der Mannschaft wollen nur ein bisschen angeln?“

Lydia Smythe bemerkte sehr wohl den beißenden Spott in seiner Stimme. „Das Schiff könnte Maschinenschaden haben. Vielleicht will man Leute an Land setzen um Hilfe zu holen.“

„Blödsinn“, entfuhr es Finnegan Walker. Der Chief zuckte die Schultern. „Entschuldigung, Madam, ich will nicht Respektlos sein, doch wenn der Kerl in Not wäre, dann hätte er alle Lichter gesetzt.“

Aus dem Niedergang drängten Männer und Frauen an Deck, um das Schiff gefechtsklar zu machen. *H.M.S. Thunderer* war als Dampfkanonenboot ein eher kleines Schiff von knapp vierzig Metern Länge und sechs Metern Breite. Der Tiefgang betrug nur zweieinhalb Meter und die Seefähigkeit wurde durch Schlingerkiel und ein ausfahrbares Schwert verbessert. Die Aufbauten mit der Brücke zogen sich von der Mitte bis zum Heck. Das Vordeck war der Hauptwaffe der *Thunderer* vorbehalten. Es handelte sich um eine Dampfkanone vom Kaliber 12,7 Zentimeter, die sonst erst auf großen Fregatten zu finden war. Im Vergleich mit den 1,2-Zentimeter-Rotationskanonen, die üblicherweise auf Patrouillenschiffen vorhanden waren, handelte es sich um eine bemerkenswerte Feuerkraft, die allerdings ihren Preis hatte. Trotz Rohrrücklauf war der Rückschlag der Kanone derart heftig, dass die Waffe nur in einem begrenzten Winkel abgefeuert werden konnte. Wurde sie zu stark seitlich geschwenkt, bestand die Gefahr, dass der Abschuss des Geschützes die *Thunderer* zum Kentern brachte.

Nun wurde die Persenning von der Waffe gezogen, welche diese bislang vor Spritzwasser geschützt hatte, zwei Kisten mit der Munition wurden geöffnet und der Geschützführer nahm die Abdeckung von der Schlagkapsel mit Thermionit, legte das Geschoss in die Ladekammer der Kanone und verriegelte den Verschluss. Dann wandte er sich der Brücke zu, und seine Gestalt war im dich-

ten Dunst nur undeutlich zu erkennen, während er die Faust nach oben stieß und somit anzeigte, dass die Waffe bereit war.

Englands Dampfkanonen waren nicht umsonst gefürchtet. Eigentlich wurde nicht die Waffe als solche mit Dampf betrieben, aber man benutzte die Kraft des Dampfes, um das tödliche Geschoss auf den Weg zu bringen. Der Treibsatz in der Hülse aus Messing bestand aus Wasser. Davor saß das eigentliche Geschoss. Hinten an der Hülse war ein Plättchen mit ein paar Krümeln Thermionit angebracht, die von einer harten Lackschicht umgeben waren. Wurde das Geschütz abgefeuert, prallte der Dorn des Auslösers auf den Lack und zerbrach ihn. Das Thermionit kam mit dem Wasser der Treibladung in Berührung und reagierte augenblicklich. Die mineralische Substanz verbrannte unter sehr hohen Temperaturen und das Wasser in der Hülse wurde schlagartig verdampft. Aus Wasser wurde Dampf, der das 1700-fache des vorherigen Volumens einnahm, und es gab nur ein einziges Ventil, um diesen immensen Überdruck abzulassen – indem das Geschoss herausgeschleudert wurde. Auf diese Weise funktionierten nahezu alle englischen Waffen, gleichgültig ob es sich um Pistolen, Gewehre oder schwere Geschütze handelte.

„Was höre ich da von Klar zum Gefecht und bereit für Volldampf?“ Unten im Niedergang erschien der rote Haarschopf von Maschinenmaat Larry O´Ley. Der Ire hatte sich zuvor als Fischer und Gelegenheitsschmuggler durchgeschlagen. Er hielt einen öligen Lappen in seinen Händen und wischte sich nun damit den Schweiß von der Stirn. Der Schmierfilm, der so entstand, war ebenso typisch für den Iren, wie der verdreckte Overall.

„Wir haben eine französische Fregatte vor uns, die wohl ein paar Spione an Land setzen will“, erklärte Chief Walker.

„Eine Fregatte?“ Die Augen des Iren weiteten sich ein wenig. „Und mit der wollt ihr euch anlegen?“ Er sah den Chief drohend an. „Verdammt, Engländer, dass ist doch bestimmt auf deinem Mist gewachsen.“

„Nein, O´Ley, das ist auf meinem Mist gewachsen“, korrigierte Eugenius McDenglot und trat nun ins Blickfeld des Maschinisten.

Der Maschinenmaat stieß einen undefinierbaren Laut aus und wischte erneut über seine Stirn. „Eine Fregatte gegen unsere brave *Thunderer*? Die hat doch bestimmt vier dicke Kanonen und eine Menge Leute an Bord.“

„Sechs Kanonen“, korrigierte der Captain. „Und ein paar nette Spione, die sie gerade an Land setzen wollen. Ich habe etwas gegen Spione, O´Ley.“

„Nun, ich mag sie auch nicht besonders, Captain“, brummelte der Angesprochene. Als irischer Patriot schätzte er die Engländer nicht sehr, aber die Aussicht, dass Franzosen und Bayern über seine grüne Insel stapften, gefiel ihm noch weit weniger. „Schön, Captain, an mir oder unserer alten *Thunderer* soll es nicht liegen. Ich heize dem Kessel ein, und Sie den Franzosen.“

„So soll es sein, O´Ley, so soll es sein“, versicherte McDenglot.

„Das Boot macht sich bereit zum abstoßen“, meldete Jordan von oben.

„Entweder handeln wir jetzt oder überhaupt nicht“, meinte Chief Finnegan Walker.

„Sir, ich muss Sie nochmals darauf hinweisen …“, begann Lydia Smythe, wurde aber von einem Wink des Captain unterbrochen.

„Habe ich zur Kenntnis genommen, Erste. Sie können Ihren Protest im Gefechtsbericht an die Lord-Admiralität vermerken.“

„Wenn wir noch dazu kommen, ihn abzugeben“, prognostizierte die Offizierin finster.

„Nun, das liegt wohl in meiner Verantwortung.“ Eugenius McDenglot vergewisserte sich, dass der Kilt richtig über der Hose saß. „Ist die Kriegsflagge gesetzt? Auch wenn der Gegner uns noch nicht sehen kann, werde ich nicht ohne das „White Ensign“ ins Gefecht gehen.“

Jedes noch so kleine britische Kriegsschiff führte im Gefecht die weiße Flagge mit dem roten Georgskreuz und der kleinen Nationalflagge im oberen Eck.

„Flagge ist gesetzt“, versicherte der Chief. „An Heck und Beobachtungsmast, ganz nach Vorschrift, Sir.“

Lydia Smythe seufzte vernehmlich. „Schön, nachdem Sie wild entschlossen sind, sich mit dem französischen Kaiser anzulegen, Sir, sollten wir zuschlagen, bevor es zu spät ist.“

Eugenius McDenglot lächelte freundlich. „Ein gewisses Maß an Blutgier steht Ihnen ausgezeichnet, Erste. Also dann, übermitteln Sie die Angaben von Jordan an das Geschütz.“

Sie lächelte nun ebenfalls „Schreckhase, Sir?“

„Was sonst.“

H.M.S. Thunderer lag nicht zum ersten Mal versteckt in einer Nebelbank und beobachtete andere Schiffe, die sich auf dem freien Wasser bewegten. Schon mancher Schmuggler oder Raubfischer hatte sich fast zu Tode erschrocken, wenn urplötzlich aus dem Nebel eine Granate heran zischte und vor seinem Bug einschlug. Dieser Schreck reichte in der Regel aus, dass man sofort stoppte und den Anker fallen ließ, um das Enterkommando der *Thunderer* an Bord zu lassen. Die Mannschaft der *Thunderer* nannte das Manöver „Schreckhase“, und um es durchführen zu können, hatte Chief Walker persönlich mit der Handfeile Kerben in den Handlauf des Ausguckkorbes geritzt. So konnte der Beobachter genaue Angaben zur Richtung und Entfernung eines Zielobjektes machen, ohne dass die Geschützbedienung es selber sehen musste.

„Vierhundert Meter über den Bug und zehn Grad rechtsweisend“, kamen die Angaben von Jordan, die von Lydia Smythe an die Geschützmannschaft weitergegeben wurden. Sie warf einen kurzen Blick auf den Captain und sah, wie der nickte.

„Feuer!“

In einer Mischung aus Knallen und Zischen ruckte das Geschütz zurück, und das schwere Ge-

schoss raste zu dem ahnungslosen Franzosen hinüber. Dort mochte man den vom Nebel gedämpften Knall gehört haben und sah sich vielleicht verwirrt um, doch es war zu spät, um noch reagieren zu können.

„Ich hoffe, die Kerle können schwimmen“, kam der Ausruf von Jordan.

Der Mündungsdruck des Abschusses trieb den Nebel vor der *Thunderer* auseinander und die französische Fregatte wurde zwischen den Schwaden, wenn auch noch undeutlich, sichtbar.

Man benötigte kein Fernglas, um die Wirkung des Schusses zu erkennen.

Es hatte ein Warnschuss werden sollen, der möglichst dicht am Ziel einschlug. Das Projektil hatte jedoch den Bug des hölzernen Beibootes getroffen, und ihn in einen Schauer umher fliegender Splitter verwandelt. Wahrscheinlich waren einige der Insassen verletzt oder sogar getötet worden.

Auf der Fregatte war ein Signalhorn zu hören, während zugleich eine Luke in der Seitenpanzerung nach oben schwang. In dieser wurden Seeleute sichtbar, die den Gestalten im Wasser Rettungsleinen zuwarfen. Zeitgleich wurden an Bug und Heck des Schiffes französische Trikoloren aufgezogen.

„Jetzt ist der Froschfresser sauer und macht klar zum Gefecht“, kommentierte Chief Walker.

„Ja, und der berühmte englische Nebel lässt uns jetzt auch allmählich im Stich.“

„Wenn wir jetzt abdrehen dauert es, bis wir richtig in Fahrt sind“, meinte McDenglot. „Das gibt dem Franzosen gute Gelegenheit, uns aufs Korn zu nehmen.“

„Lässt sich nicht ändern“, knurrte Chief Walker. „Das müssen wir halt hinnehmen.“

„Ich habe keine Lust dazu, dass unser altes Mädchen etwas hinnehmen muss“, erwiderte der Captain. „Mir ist es lieber, es teilt etwas aus.“ Er klopfte dem Rudergänger auf die Schulter. „Voll draufhalten. Alles, was der Kessel hergibt.“

„Draufhalten, Sir?“ Der Mann blinzelte kurz. „Direkt auf den Franzmann zu?“

„Damit wird er am wenigsten rechnen. Ich glaube nicht, dass er uns für so tollkühn hält, dass sich ein Kanonenboot mit einer ausgewachsenen Fregatte anlegt. Also, halten wir mit Volldampf auf ihn zu, fahren längsseits an ihm vorbei und verschwinden dann.“

Das Gesicht von Lydia Smythe war ein wenig blass, während sich der Chief keine Regung anmerken ließ.

„Volldampf und geradewegs drauf zu. Aye, Sir“, bestätigte der Rudergänger.

Er drückte die Schubhebel nach vorne und unten im kleinen Maschinenraum öffnete Maschinenmaat O´Ley unter wilden Flüchen die Ventile. Dampf strömte gegen die Kolben und der Antriebspropeller der *Thunderer* begann mit höchsten Drehzahlen zu laufen.

Das alles spielte sich in wenigen Augenblicken ab und in dieser Zeit schwenkten die der *Thunderer* zugewandten Geschütze des Franzosen in ihren Gondeln herum, während man immer noch versuchte, die Bootsinsassen an Bord zu ziehen. Eine ungleichmäßige Salve ertönte, die hastig und

schlecht gezielt war. Die Geschosse klatschten harmlos in die See, aber die Druckwelle riss den in Auflösung befindlichen Nebel weiter auseinander und ließ die Fenster der Brücke zerbersten. Glassplitter verletzten die Männer, wohingegen Lydia Smythe, wie durch ein Wunder, völlig unversehrt blieb.

„Jetzt weiß er, wer wir sind“, sagte McDenglot und blickte unverwandt auf den näher kommenden Franzosen. „Unserem Geschütz nach hat er uns sicher ebenfalls für eine Fregatte gehalten, aber jetzt kann er sehen, dass die *Thunderer* nur ein kleines Kanonenboot ist.“

„Das wird er wohl nicht sonderlich amüsant finden.“ Chief Finnegan Walker zupfte einen Splitter aus seiner Wange und fluchte grimmig, als ihm Blut in den Hemdkragen sickerte.

McDenglot wischte ein paar Fragmente der Glasscheibe aus dem Rahmen und beugte sich hinaus. „Feuer erwidern, verdammt!“, rief er der Geschützmannschaft zu. „So schnell ihr laden könnt.“

Eine zweite Salve des Franzosen dröhnte. Eines der Geschosse zischte über die Brücke hinweg und es hörte sich für einen Moment an, als würde ein Güterzug über den Aufbauten entlang fahren. Diesmal antwortete die Kanone der *Thunderer*, aber die Kugel prallte harmlos an der schrägen Seitenpanzerung des Gegners ab.

Der Franzose war in keiner beneidenswerten Lage, obwohl die Fregatte dem Kanonenboot überlegen war. Die *Thunderer* näherte sich mit voller Fahrt und der französische Kapitän musste befürchten, dass sie von Verrückten bemannt war, die sein Schiff zu rammen versuchten. Zugleich sorgte er sich um die Bootsinsassen. Doch er hatte keine Wahl, denn die Sicherheit des Schiffes ging vor. Das Pfeifen von Überdruckventilen war zu hören, als die Fregatte Ruder legte und langsam herum schwang, damit sie dem Angreifer nicht die Breitseite, sondern den schmalen Bug zuwandte. Drei der Bootsinsassen waren inzwischen an Bord gezogen worden, ein anderer versuchte verzweifelt, mithilfe der Leinen in die offene Luke zu gelangen.

„Hartruder Rechts!“, brüllte Eugenius McDenglot und Chief Walker trat rasch neben den Rudergänger, um unterstützend in die Speichen des Rades zu greifen.

Augenblicklich begann die *Thunderer* überzuholen, neigte sich bedenklich auf die Seite und schwenkte auf den neuen Kurs ein. Das Manöver kam so überraschend, dass die nächste Salve des Franzosen erneut ins Leere ging. Der letzte Schuss, den das englische Schiff hingegen auslöste, erwies sich als schwerer Treffer.

An Bord der *Thunderer* hörte man ein metallisches Dröhnen, dem ein heftiger Schlag folgte. Während das kleine Schiff in kaum dreißig Metern Abstand an der Fregatte vorbeizog, wölbte sich deren Deck zwischen dem Vormast und dem Hauptmast auf. Eine Wolke aus Dampf, Metallteilen und Holzsplittern wirbelte empor, dazwischen die Überreste von Menschen.

McDenglot und die anderen starrten überrascht auf den Gegner, dessen Geschütze nun schwiegen.

„Donnerwetter“, murmelte ein Mann der Geschützbedienung. „Was ist denn da passiert?“

Eugenius McDenglot schob seine Offiziersmütze nach hinten und kratzte sich erstaunt im Nacken. „Ich weiß es nicht. Vermutlich ist unser Geschoss durch die offene Luke gesaust und hat im Innern des Schiffes einen der Kessel getroffen.“

Es war ein Zufallstreffer, auch wenn der Geschützführer später anderes behaupten würde.

Scheinbar hatte der getroffene Kessel nicht unter vollem Druck gestanden, denn die Fregatte war zwar schwer beschädigt, hielt sich aber über Wasser. In jedem Fall machte sie keinerlei Anstalten, erneut auf die davoneilende *Thunderer* zu feuern oder sogar die Verfolgung aufzunehmen.

„Das wird uns niemand glauben“, stellte Chief Walker kopfschüttelnd fest. „Unsere alte *Thunderer* hat fast eine französische Fregatte versenkt.“

„Nun, ich fürchte eher, dass man uns durchaus glauben wird“, meldete sich Lydia Smythe zu Wort. „Die Besatzung des Franzosen wird über diesen Vorfall berichten und das wird verdammt hohe Wellen schlagen.“ Sie sah den Captain eindringlich an. „Die werden von einem unprovozierten Angriff sprechen und wir haben keinen Beweis, dass sie wirklich Spione an Land setzen wollten.“

„Ja“, räumte McDenglot ein, „es wird wohl Ärger geben. Aber Sie alle haben auf meinen Befehl gehandelt. Daraus kann man Ihnen keinen Strick drehen.“

„Dafür könnte man einen Strick um Ihren Hals legen, Captain“, sagte Lydia Smythe und ihre Sorge war unverkennbar. „Der Franzosenkaiser wird nach Blut und Vergeltung schreien, und unsere Königin und die Admiralität müssen einen Krieg vermeiden. Man wird nach einem Opfer suchen, Sir.“

Captain Eugenius McDenglot nickte bedächtig. „In der Tat, das wird man wohl.“

Lydia Smythe hatte sicherlich Recht und er konnte sich durchaus denken, welches Opfer man wählen würde.

Kapitel 3 Das Dampf-Motorrad-Rennen

Das Motorrad erregte ebenso viel Aufsehen, wie der Mann, der es fuhr. Das war keine Selbstverständlichkeit, wenn man bedachte, dass es im Augenblick auf der Isle of Man von Motorradfahrern und Anhängern des Rennsports wimmelte. Es waren die drei Tage der berühmten Touristen-Trophäe, die allgemein auch als Todesrennen bekannt waren. Drei Tage, in denen das Stampfen, Zischen und Heulen der Dampfmotorräder die Insel beherrschen würde. Für die Insel und ihre Bewohner, die sich selbst als Manx bezeichneten, galt der Ausnahmezustand. Zahlreiche Zuschauer waren von den englischen Inseln und dem europäischen Festland herübergekommen, um dem Rennen beizuwohnen. Viele aus Interesse am Sport, viele in der sensationslüsternen Gewissheit, dass es wieder Tote geben musste, und manche, um während des Rennens ihren Geschäften nachzugehen.

Die Maschine war eine schwere BMW, mit dem Hochleistungskessel und der Befeuerung auf

dem Beiwagen, einem oben liegenden doppelten Ventilsatz und schweren Blattfedern, auf denen die Achsen des Vorderrades und der hinteren Räder ruhten. Die geschwungene Lenkgabel bestand aus poliertem Messing und die ganze Maschine war in den Farben Schwarz, Rot und Gold lackiert. Auf der Seite des Beiwagens und neben dem Fahrersitz waren emaillierte Schilder angebracht, welche den preußischen Hoheitsadler zeigten. Wer den satten Klang des Auspuffs hörte, der wusste sofort, dass dieses Motorrad auf Höchstleistung getrimmt war und sicher zu den Favoriten gehörte.

Der Fahrer trug eine Hose mit ledernem Reitbesatz, schwere Stiefel und die braune Lederjacke des „Royal Air Corps“, mit passender Fliegerhaube und weißem Seidenschal, der im Fahrwind flatterte. Die Schutzbrille ließ nur wenig vom Gesicht des Mannes erkennen, der seine BMW in gemäßigter Geschwindigkeit fuhr. Die Straßen der Insel waren noch nicht für das Rennen freigegeben und man musste noch damit rechnen, Verkehrsteilnehmern zu begegnen, die nicht zu seinen Teilnehmern gehörten. Die schonungslose Jagd nach der Trophäe würde erst am kommenden Morgen eröffnet werden. Das Ziel des Fahrers war die Stadt Douglas, wo das Rennen beginnen und enden würde.

Werner von Holdenstein fuhr die Strecke nicht zum ersten Mal. Er hatte schon mehrmals an diesem Rennen teilgenommen und es sich, wie die meisten anderen Fahrer auch, zur Angewohnheit gemacht, sie vor dem Start abzufahren und sich ihre Eigenheiten frisch einzuprägen. Es gab zwei Gründe warum er um die Trophäe kämpfte. Als genialer Konstrukteur schraubte er gerne an seinem Motorrad herum und probierte seine Erfindungen dann in der Praxis aus, und das Rennen gab ihm die Möglichkeit, auf legale Weise Franzosen zu töten.

Werner von Holdenstein würde den Franzosen und ihren Verbündeten niemals verzeihen, dass sie Preußen unterworfen und sein schönes Berlin besetzt hatten. Er gehörte zu jenen, denen vor Jahren die Flucht in die nördlichen Nebelländer gelungen war, und obwohl er äußerlich immer korrekt und zuvorkommend wirkte, wurde er vom Hass auf den Franzosenkaiser getrieben. Als Konstrukteur hielt er fiel von Effektivität und so hielt er nicht viel vom „fair Play“ im Umgang mit seinen Feinden. Wie üblich würde er die Siegestrophäe nicht erringen, doch dafür die Gelegenheit haben, den einen oder anderen Franzosen von der Straße zu drängen. Solch ruppiges Verhalten wurde bei dem Rennen erwartet und daher von allen Fahrern praktiziert. Dennoch erwartete man eine zahlreiche Teilnahme. Vielleicht, weil das Rennen auch ein Ventil für Fahrer und Zuschauer war, ihren Sympathien und Antipathien Luft zu verschaffen.

Die „Isle of Man“ lag zwischen Irland und England in den nördlichen Gewässern der irischen See. Sie maß rund zweiundfünfzig mal zweiundzwanzig Kilometer und besaß im Reich von Königin Victoria II. einen Sonderstatus. Sie gehörte nicht zum britischen Empire und war auch keine der Kronkolonien, sondern hatte sich unter den persönlichen Schutz und die Hoheit der Krone gestellt. Ein prinzipiell autarkes Land, im direkten Besitz von Königin Victoria II. Manches englische Ge-

setz galt hier nicht oder wurde auf eigene Weise ausgelegt. Dies machten sich die Bewohner der Insel, die „Manx“, und auch die englische Krone zunutze. Nur hier konnte das brutale Rennen um die Trophäe abgehalten werden, nur hier konnten sich Angehörige aller Nationen auf neutralem Boden treffen, Geschäfte tätigen und Informationen austauschen. Die Insel war ein Paradies für Geschäftsleute des offiziellen Handels und des Schmuggels, und ebenso für Spione. Die Polizei kümmerte sich nur wenig um diese Vorgänge solange es den Manx gut erging und schritt nur dann ein, wenn die Verhandlungen eines Geschäftes zu brutal verliefen oder ein Inselbewohner in Gefahr geriet. Alles wurde sorgfältig hinter bürgerlichen Fassaden verborgen. Nur während des Rennens änderte sich das. Die Veranstaltung wurde stets vom jeweiligen britischen Monarchen oder seiner Stellvertretung, dem Lord-Gouverneur, eröffnet. Zu dieser Zeit wimmelte es auf Man von Sicherheitskräften der Krone.

Zudem gab es hier den Stützpunkt der QFL, der „Queens Foreign Legion“.

Mancher Soldat der von Napoleon eroberten Länder konnte sich nicht mit der Besetzung seiner Heimat anfreunden und war entschlossen, weiter gegen den Eroberer zu kämpfen. Ein altes englisches Gesetz verbot es, dass „ausländische Soldaten“ den Boden Englands betraten. Die Isle of Man bot einen Ausweg, da sie der Königin unterstand und diese hier die königliche Fremdenlegion ausbilden und stationieren konnte. Vielleicht gab es unter diesen Männern und Frauen Spione Napoleons, doch das war eher unwahrscheinlich, denn die QFL sah im Kampf gegen die Franzosen ihre patriotische Pflicht und galt als fanatisiert.

Werner von Holdenstein folgte den engen Straßen der Insel, die sich dem Verlauf der zahllosen Hügel anpassten. Ein auf und ab, welches bei hohen Geschwindigkeiten und den engen Kurven tückisch werden konnte. Er würde Douglas bald erreichen und dort das „King´s German Legion“ ansteuern, ein altes Pub, welches ein beliebter Treffpunkt für die Rennteilnehmer war.

Das „Kings German Legion“ oder „KGL“ hatte eine alte Tradition, denn es bestand schon vor Zeiten der ersten napoleonischen Kriege. Es war Anno 1782 erbaut worden und schon damals Anlaufstelle jener Deutschen gewesen, die unter König Georg gegen Napoleon I. kämpften. Der Bau war inzwischen mehrfach erweitert und modernisiert worden, doch sein Kernstück war noch immer das uralte Pub in seiner Mitte, in dem die Zeit stehen geblieben schien.

Werner von Holdenstein sah ein halbes Dutzend Dampfmotorräder, als er seine Maschine auf den Parkplatz steuerte. Die meisten trugen Kennungen aus dem englischen Herrschaftsbereich, aber es waren auch eine russische und eine spanische Maschine darunter. Von Holdenstein lächelte unwillkürlich. In das KGL würde sich auch kaum ein Franzose verirren. Das Pub war ein beliebtes Ziel der königlichen Fremdenlegion und deren Feindseligkeit war bei den Franzosen bekannt.

Der Preuße bockte die schwere BMW auf ihren Ständer und bemerkte dabei, wie zwei Legionäre näher kamen.

„Schöne Maschine“, meinte einer von ihnen mit Kennerblick. „BMW?“

„Mit einigen Verbesserungen“, antwortete von Holdenstein.

„Rennteilnehmer?“ Es war eher eine Feststellung, als eine Frage, denn der Legionär grinste breit. „Und zudem ein Preuße, wie man an den Farben und dem Adler sieht. Na, ich hoffe, Sie heizen den Franzmännern ordentlich ein.“ Er deutete zum Eingang des Pubs. „Genehmigen Sie sich ruhig ein schönes Ale, Sir. Wir geben schon Acht, dass sich kein Unbefugter ihrer Maschine nähert.“

Werner von Holdenstein fischte einen Goldvictoria aus seiner Lederjacke und warf sie dem Legionär zu, der die Münze geschickt auffing. „Danach trinkt einen auf das Wohl der Legion.“

„Das werden wir.“

Vor dem Eingang standen mehrere Inselbewohner und ein paar Legionäre. Einer der Männer hatte eine der typischen schwanzlosen Inselkatzen auf dem Arm und kraulte sie, während er dem Preußen freundlich zunickte.

Direkt hinter der massiven Eingangstür schien Werner von Holdenstein in ein anderes Jahrtausend einzutauchen.

Das „KGL“ war ein Fachwerkbau mit zahlreichen kleinen Räumen gewesen. Einige der Zwischenwände hatte man entfernt, um mehr Platz für den Schankraum zu schaffen, und nur die stützenden Holzbalken stehen lassen. Die Wandsegmente waren unlängst frisch getüncht worden, wobei man das Holzwerk ausgespart hatte. Die Hölzer waren fast Schwarz vom Alter und dem Tabakrauch zahlloser Gäste. An den Wänden befanden sich verblichene Fotos und Gemälde. Einige zeigten Berühmtheiten, die hier einmal zu Gast gewesen waren, andere Schlachten aus den ersten napoleonischen Kriegen, an denen die „Kings German Legion“ teilgenommen hatte. Dazwischen hingen Originalwaffen aus verschiedenen Jahrhunderten und diverse Ausrüstungsteile. Von Holdenstein erkannte ein altes Baker-Gewehr, und eine Brown Bess genannte Muskete, aber er war keine Historiker und interessierte sich nicht sonderlich für vergangene Dinge.

Der Raum war jetzt, am späten Nachmittag, schon gut gefüllt und Stimmen schwirrten durcheinander. Zahlreiche Blicke folgten dem Preußen, der in seiner Rennkluft auffiel.

Werner von Holdenstein hatte lange auf seiner BMW gesessen und war froh, sich endlich strecken und ein wenig stehen zu können. Er trat zwischen einige Gäste, die auf ihren Hockern saßen, und stellte sich an den Tresen. Auch hier hatte sich das dicke Holz längst verfärbt und die einst makellose Politur zeigte die Spuren zahlloser Gläser, wo englisches Ale seine Ätzspuren hinterlassen hatte.

Der stämmige Wirt wollte automatisch ein wohltemperiertes Ale zu ihm hinüber schieben, doch von Holdenstein winkte ab. „Vielen Dank, aber ich bevorzuge kaltes Bier.“

Rechts neben dem Preußen saßen zwei Legionäre auf ihren Schemeln und einer von ihnen war schon sichtlich angetrunken. Er sah von Holdenstein mit trunkenem Grinsen an. „Wohl kein Freund

von englischem Ale, was? Wohl gar ein Freund von Froschschenkeln und Weißwurst, was?“

Die provozierenden Worte ließen die Gespräche im Schankraum schlagartig verstummen.

„Reg dich ab, Sven“, beschwichtigte sein Kamerad. „Der Mann trägt die Jacke des Royal Air Corps. Der ist einer von den Guten.“

„So eine Jacke kann jeder kaufen“, knurrte der Betrunkene, der offensichtlich auf Streit aus war. „Oder er hat sie einem unserer toten Zeppelinflieger abgenommen.“

Von Holdenstein versteifte sich, denn diese Beleidigung war zu offensichtlich, um sie auf sich beruhen zu lassen. „Ich trage diese Jacke, weil sie mir von den Männern des RAC geschenkt wurde“, sagte er mit klarer Stimme. „Ich bin Konstrukteur und habe ein paar Verbesserungen an den Dampfkesseln vorgenommen. Dadurch fliegen unsere Zeppeline jetzt etwas höher und schneller.“

„Bah, so etwas kann jeder behaupten“, giftete der Betrunkene und machte Anstalten, von seinem Schemel zu rutschen.

Sein Freund hielt ihn am Arm fest. „Es reicht, Sven. Du lässt den Mann in Ruhe. Der ist kein Franzmann.“

Sven schüttelte die Hand ab. „Aber vielleicht ihr Freund. Ich mag keine Freunde der Franzmänner. Mag ich überhaupt gar nicht.“

Werner von Holdenstein seufzte. Der Legionär war gut trainiert und sicherlich auch im Nahkampf ausgebildet. Allerdings würden seine Reflexe unter dem Alkoholeinfluss stark gelitten haben. Der Preuße hatte keinen Zweifel, dass er den Mann besiegen würde, aber er wollte Streit vermeiden. Auch wenn von Holdenstein im Recht war, so würde es kein Legionär gerne sehen, wenn einer der ihren auf die Bodenbretter geschickt wurde.

Ein schmächtiger Mann drängte heran und baute sich zwischen dem Preußen und dem angriffslustigen Legionär auf. Er trug ebenfalls die Uniform der Legion und hatte das Schiffchen in einem verwegenen Winkel nach hinten geschoben. Er war mehr als einen Kopf kleiner als sein Gegenüber und musste zu diesem aufsehen.

„Das hier ist Werner von Holdenstein“, sagte er laut. „Ich habe ihn schon ein paarmal auf der Strecke gesehen. Ein wahrer Preuße, und er hat schon drei verdammte Franzosen und einen Bayern aus dem Rennen geschmissen. Er hat also mehr Kerben im Kolben seines Gewehres, als du verdammtes Großmaul.“

Der Betrunkene runzelte die Stirn, als die Worte allmählich in sein Bewusstsein sickerten. „Drei Froschfresser?“

„Und einen Bayern“, fügte der Schmächtige hinzu.

Sven kratzte sich im Nacken und sein Gesichtsausdruck wurde verlegen, während er von Holdenstein ansah. „Und einen Bayern? Das ist gut“, brummte er. „Das ist wirklich gut.“ Unvermittelt streckte er seine Hand aus. „Nichts für ungut, Sir. Habe ein wenig über den Durst getrunken und

wohl das Maß verloren.“

Von Holdenstein nahm die Hand und nickte. „Ist mir auch schon passiert“, erwiderte er freundlich, obwohl er stets darauf achtete, niemals zu viel zu trinken. „Vergessen wir es. Die nächste Runde geht auf mich, meine Damen und Herren.“

Fröhliches Gelächter erklang und im Verlauf des Abends war noch mancher Trinkspruch zu hören, bevor sich von Holdenstein auf sein kleines Zimmer zurückzog. Um die Sicherheit seiner BMW brauchte er nicht zu fürchten. Vier stämmige Legionäre wachten mit Argusaugen darüber, dass sich keiner der Konkurrenten oder deren Sympathisanten an der Maschine zu schaffen machten.

Nachdem der Preuße am folgenden Morgen den Kessel seines Motorrades angeheizt hatte, fuhr er, von den besten Wünschen der anderen begleitet, zum Startpunkt nach Douglas. Das Wetter war ausgezeichnet. Die Sonne schien und man hoffte der Nebel werde sich in den kommenden Tagen kaum bemerkbar machen. Eine Seltenheit in den nördlichen Breitengraden und nicht nur für das Rennen hoch willkommen. Im vergangenen Jahr war es um zwei Wochen verschoben worden, da der Nebel das englische Königreich fest im Griff gehabt hatte.

Die bei den Insulanern „Doolish“ genannte Stadt quoll förmlich über, als von Holdenstein zum Startplatz fuhr. Dutzende von Fahrern und ihre Anhänger und Teams waren hier versammelt, dazu Massen Neugieriger, Funktionsträger und Reporter. Musikkapellen spielten, Schausteller boten ihre Künste feil, um die Wartezeit zu überbrücken, und überall waren Straßenhändler und Sicherheitskräfte unterwegs.

Von Holdenstein erreichte den Startplatz und wurde von einem Offiziellen in seine Position eingewiesen. Abermals trafen ihn neugierige Blicke. Diesmal nicht wegen seiner Maschine oder seiner Aufmachung, sondern weil er, im Gegensatz zu den anderen Fahrern, kein Team dabei hatte, welches sich um ihn und seine Maschine kümmerte. Um ihn herum waren Rennmaschinen aufgebockt, deren Wassertanks frisch aufgefüllt und deren Brennstoffvorräte ergänzt wurden. Fahrer und Mechaniker überprüften Reifen, Fahrwerke, Gestänge, Lenkungen und die zahlreichen anderen Details, die den Sieg bringen sollten.

Viele der Fahrer bewegten sich zwischen den anderen Maschinen, um diese einzuschätzen und sich so darauf einstellen zu können, was sie an Leistung und Gefahr brachten. Verkleidungen waren an den Rennmaschinen strikt verboten, mit Ausnahme der angebrachten Rennplaketten und Hoheitsembleme. Es wäre sonst möglich gewesen, hinter den Schutzblechen verbotene Teile zu verbergen. Kein Fahrer durfte Gegenstände mit sich führen, die sich als Waffe missbrauchen ließen. Außer einem justierbaren Schraubendreher und einem verstellbaren Maulschlüssel war auch kein Bordwerkzeug erlaubt. Selbst einfache Hilfsmittel, wie Rückspiegel, waren verboten. Offizielle achteten argwöhnisch auf die Einhaltung dieser Vorschrift.

Werner von Holdenstein blieb bei seiner BMW damit niemand sie manipulieren konnte. Gelegentlich warf er einen Blick zu den anderen Motorrädern hinüber. Einige besaßen tatsächlich noch hydraulische Stoßdämpfer, die für einen Privatmann kaum erschwinglich waren, doch die meisten hatten Dämpfungssysteme aus einstellbaren Blattfedern.

Die Verwendung von Thermionit war verboten, da England das Monopol hatte, und das effektive Hitzemineral dem Fahrer einen Vorteil verschafft hätte. Sicher gab es auch bei anderen Nationen kleine Mengen, die man durch illegale Kanäle beschafft hatte, doch diese würde man nicht auf einem internationalen Rennen offenbaren. Ein mit Thermionit betriebener Dampfkessel benötigte keine zusätzliche Befeuerung, da das Heizmineral über ein kleines Röhrchen zugeführt wurde. Somit mussten alle Rennteilnehmer die Beiwagen mit Heizkessel und Brennmaterial bepacken, wobei die Befeuerung des Brenners über eine winzige Rutsche erfolgte, damit der Fahrer während des Rennens nachlegen konnte.

Während der Preuße die Einstellungen seiner Maschine überprüfte, hörte er Schritte hinter sich und ein dezentes Hüsteln. Er blickte auf und sah zwei sehr bekannte Gesichter. Sir Jonathan Henlon war wohl *der* Großindustrielle des britischen Königreiches und der Hauptsponsor des Rennens. Neben ihm stand ein Mann mit fein geschnittenen Gesichtszügen, der eine rot-weiß-blaue Rennmontur trug. Der Comte Jean de Genaud gehörte sicher zu den Favoriten des Rennens und hatte es bereits zweimal gewonnen. Der Adlige gehörte zu einem Team von vier Franzosen, wobei seine Mitstreiter die Aufgabe hatten, ihm den Rücken freizuhalten.

„Ich bin nur gekommen, um Ihnen ebenfalls viel Glück zu wünschen, Herr von Holdenstein“, sagte Sir Jonathan freundlich und reichte dem Preußen die Hand. „Es freut mich, Sie in diesem Jahr wieder beim Trophäenrennen zu sehen. Sie haben zahlreiche Fans, die Ihnen von ganzem Herzen die Daumen drücken.“ Er sah den Franzosen an seiner Seite lächelnd an. „Wobei der Comte de Genaud wohl eher nicht dazu gehört. Aber er ist ein wirklicher Sportsmann und freut sich sicherlich ebenfalls, sich erneut mit Ihnen messen zu können.“

Der Comte deutete eine höfliche Verbeugung an. „Eine der wenigen Gelegenheiten, bei welcher die Diplomatie hinter der persönlichen Leistung zurücksteht.“ Sein Englisch hatte nur den Hauch eines französischen Akzents. „Ihre Fähigkeiten, Monsieur von Holdenstein, sind im Reich des Kaisers wohl bekannt. Ihre Majestät bedauert, dass Sie ihm nicht zur Verfügung stehen.“

Werner von Holdenstein verbeugte sich ebenfalls. „Richten Sie der Majestät aus, dass mich seine Anerkenntnis meiner bescheidenen Fähigkeiten sehr ehrt“, sagte er höflich. „Dennoch weichen die Wünsche des Kaisers doch erheblich von den meinen ab. Ich werde ihm somit auch weiterhin nicht zur Verfügung stehen können.“

„Sehr bedauerlich“, seufzte der Comte und man hatte das Gefühl, dass dies sogar sein ehrliches Empfinden war. „Sie sind wirklich ein überaus fähiger Konstrukteur und könnten manche Verbesse-

rung bewirken.“

„Oh, seien Sie versichert, dass ich das auch tue“, antwortete der Preuße. „Wenn auch vielleicht nicht im Sinne Ihres Kaisers.“

Der Comte deutete nochmals eine Verbeugung an. „Ich bin sicher, es wird ein interessantes Rennen, Monsieur.“

Werner von Holdenstein war ebenfalls davon überzeugt.

Nachdem die beiden Herren gegangen waren, ließ er sich von einem der Offiziellen eine Liste der Rennteilnehmer aushändigen. Zu seinem Bedauern fand er auch zwei preußische Fahrer, die nun für den Franzosenkaiser fuhren. Allerdings waren ja keineswegs alle Fahrer politisch motiviert. Obwohl jegliche internationale Sportveranstaltung natürlich auch patriotische Gefühle weckte, nahmen die meisten Fahrer aus persönlichem Interesse teil. Die Härte des Rennens war weltweit bekannt und schon die Teilnahme daran bedeutete persönliche Anerkennung, vor allem, wenn man zu den Überlebenden gehörte. Dem Sieger winkten dabei nicht nur der Siegerpokal, sondern auch verschiedene Bevorzugungen in seiner Heimat.

Auch von Holdensteins Maschine wurde genauestens auf verbotene Manipulationen untersucht. Daher hatte er von Vornherein auf den Versuch verzichtet, etwas Thermionit zu verstecken. Die Offiziellen waren sehr genau und überaus erfahren und hätten das verbotene Mineral möglicherweise entdeckt. Der Preuße wollte jedoch keinen lebenslangen Ausschluss vom Rennen riskieren. Nachdem seine Maschine freigegeben war, bezog ein Rennhelfer Position bei ihr und wachte darüber, dass keine nachträglichen Veränderungen vorgenommen werden konnten.

Kameramänner und Reporter fingen die Stimmung ein. Die Filme würde man kopieren und an die zahllosen internationalen Wochenschauen senden, die sie dann auf den öffentlichen Plätzen vorführten. Die Reporter hatten es da leichter. Sie konnten bei diesem guten Wetter direkt übertragen. Zwar gab es keinen Langstreckenfunk mehr, und auch keine Möglichkeit zur Bildübertragung, aber unter günstigen Umständen konnte man den Kurzstreckenfunk nutzen, der immerhin knappe vierzig Kilometer überbrückte, bevor die Signale nicht mehr verständlich waren. In jedem Land gab es eine Unzahl von Übertragungsstationen und jeder Haushalt verfügte über ein Radiogerät. Aber oft gab es einen regionalen Elektrosturm, der die Übertragung verhinderte, und bei den größeren Stürmen brach gewöhnlich das gesamte Sendernetz zusammen. Selbst die Nutzung unterirdisch verlegter Kabel brachte nur wenig Abhilfe, und war zudem aufwendig und teuer. Die wertvollen Leitungen wurden daher vorwiegend für die Stromversorgung verwendet.

Nur am Rande nahm von Holdenstein das Spiel der Kapellen und die Reden der Würdenträger wahr. Erst als ein Kanonenschuss die Vorwarnung zum baldigen Rennbeginn gab, schob er seine BMW auf den zugewiesenen Startpunkt. Überall wurden Wasserstände geprüft, letzte Kohlen oder Holzscheite nachgelegt und das Schrillen der Sicherheitsventile begann den Lärm der Zuschauer zu

übertönen. Es schien fast, als vereine sich das Pfeifen der Ventile zu einer Melodie, die vom baldigen Start kündete.

In diesem Jahr würde der Lord-Gouverneur das Zeichen geben. Da es eine zivile Veranstaltung war, verzichtete der Würdenträger auf Uniform und trug einen ebenso formellen wie unbequemen Diplomatenanzug, nebst Zweispitz und Schärpe. Alle Blicke waren gebannt auf ihn gerichtet, als er eine altmodische Pulverpistole hob und den ersehnten Schuss löste.

In den peitschenden Knall mischten sich der erregte Aufschrei der Menge und das Aufheulen der Motoren.

Das Rennen hatte begonnen.

Es war Tradition, dass die Fahrer nicht in einem geschlossenen Feld starteten. Im Sekundentakt wurden die Maschinen einzeln freigegeben und von Holdenstein war in der zweiundzwanzigsten Position, als er die Ventile öffnete.

Die BMW ruckte an und der Preuße stieß einen erregten Schrei aus, als die Räder griffen und die Maschine immer schneller über die Straße rollte.

Das Straßennetz auf der Insel hatte eine Länge von achthundert Kilometern. Im Jahr 1911 hatte man erstmals knapp einundsechzig Kilometer für den Rennkurs am Berg Snaefell abgesperrt. Die kurvige und hügelige Strecke musste viermal abgefahren werden, um die Renntrophäe zu gewinnen. Die Anforderungen an die Rennteilnehmer waren immens. Es war schier unmöglich, sich jede Kurve und jeden Bremspunkt einzuprägen, und die Strecke führte über freies Land und mitten durch Ortschaften. Es gab kaum Vorkehrungen um einen Sturz abzumildern, dafür Häuser, Steilwände, Böschungen und Bodenwellen. Es war schon schwierig genug, seine Maschine mit Höchstfahrt über die Strecke zu bringen ohne dass man dabei behindert wurde, doch beim Rennen um die begehrte Trophäe waren Abdrängen und sogar Anstoßen einer anderen Maschine durchaus erlaubt.

Wer sich nun auf dem abgesperrten Rennkurs bewegte war ein Konkurrent und somit ein Gegner, denn kein Inselbewohner oder Zuschauer hätte sich noch dicht an die Straße gewagt. In einigem Abstand zur Strecke waren Tribünen oder Zuschauerbereiche eingerichtet und Ferngläser erwiesen sich als begehrte Objekte. Polizisten und Legionäre achteten darauf, dass sich niemand der Straße näherte. Pferdefuhrwerke und Dampfambulanzen standen bereit, sich um die weniger glücklichen Rennteilnehmer zu kümmern.

Eine normale Rennmaschine brachte es auf fast einhundert Stundenkilometer und einige waren sogar noch schneller. Aber Geschwindigkeit war nicht unbedingt der entscheidende Faktor, um das Rennen zu gewinnen. Von Holdenstein ließ sich und seiner Maschine Zeit. Er wollte ihre wahren Fähigkeiten erst später ausspielen. Erfahrungsgemäß würde sich das Feld der Rennteilnehmer dann schon ein wenig gelichtet haben.

Von Douglas aus ging es, grob gesehen, zunächst westlich in Richtung auf Saint Johns, von dort

ungefähr nördlich nach Ramsey und wieder zurück nach Douglas. Vor allem bei Ramsey würden wohl einige Fahrer ausscheiden, denn der dortige Streckenabschnitt war besonders kurvenreich und gefährlich. Insgesamt gab es auf der Strecke über zweihundert Kurven und einige trugen die Namen verunglückter Rennfahrer.

Werner von Holdenstein kontrollierte die bescheidenen Armaturen und den Drehzahlmesser des Antriebsrades. Im Schnitt fuhr er einhundertzehn Stundenkilometer und er konnte noch weit mehr Leistung aus der Maschine holen. Jeder Kolben, jeder Zylinder und jede Dichtung war von ihm selbst nachgearbeitet worden, und die Effizienz der Kohledampfmaschine so weit gesteigert, wie es in seinen Fähigkeiten lag. Er hatte darauf verzichtet am Rahmen Gewicht zu sparen, und die Federung bewusst hart eingestellt. Es mochte unbequem sein, jeden Stoß einer Fahrbahnwelle zu spüren, doch es reduzierte die Gefahr, dass die Maschine bei zu weicher Federung die Bodenhaftung verlor. Manche Fahrer gingen den Gesäßschonenden Weg und mussten teuer dafür bezahlen.

Schon kurz hinter Douglas sah der Preuße den ersten Ausfall. Ein Fahrer hatte die Kurve falsch genommen und war aus der Fahrbahn geschleudert worden. Ein Baum hatte ihn unsanft abgebremst und die Sanitäter machten keinen hoffnungsvollen Eindruck, sein Leben retten zu können. Ein paar Kilometer weiter hatte es eine Rempelei zwischen zwei Teilnehmern gegeben. Der abgedrängte hatte sich im Graben überschlagen und es waren noch keine Helfer eingetroffen, der andere Fahrer schien mit seiner Maschine über die Fahrbahn geschlittert zu sein.

Werner von Holdenstein hatte nur ein verächtliches Lächeln für Letzteren übrig. Wer eine Rempelei anzettelte, musste sich damit auch auskennen, sonst bezahlte man selber. Der Mann war ein Narr gewesen oder hatte einfach Pech gehabt. Jedenfalls waren beide nun ausgeschieden.

Vor und hinter ihm waren andere Fahrer. Die meisten waren noch damit beschäftigt, sich an das zu erinnern, was sie sich bei den Probefahrten auf der Strecke eingeprägt hatten. Von Holdenstein hielt das für eine vergebliche Mühe. Diesen Rennkurs absolvierte man nur mit Instinkt und guten Reflexen, einem gewissen Maß an Wagemut und der erforderlichen Vorsicht. Der Preuße achtete kaum auf die Landschaft, nur auf die Fahrbahn und die Fahrer, die in seiner Nähe waren. Sie alle schätzten sich gegenseitig ab.

Ein Mann mit dem Emblem der panasiatischen Republik erwiderte von Holdensteins Blick. Der Preuße kannte den Ausdruck solcher Augen. Der Asiate wollte es versuchen. Der Konstrukteur schätze Fahrer und Maschine ein. Der Mann hatte keinen Helm und keine Haube aufgesetzt, sondern trug ein weißes Stirnband mit der roten Sonne des alten Japan. Er schien erfahren und das Dampfmotorrad war etwas schwerer als die BMW. Der leichten Rauchfahne nach, die aus dem Brenner aufstieg, heizte der Mann mit Holz und nicht mit Kohle. Es konnte bedeuten, dass Kessel und Motor nicht so leistungsfähig waren, aber darauf wollte sich der Preuße lieber nicht verlassen. Es war sicher besser, den Mann zu täuschen und zu einem voreiligen Angriff zu verleiten.

Da der Panasiate schräg rechts hinter von Holdenstein fuhr, musste der sich zu ihm umsehen und tat dabei so, als verrisse er die Lenkgabel ein wenig. Nur eine Winzigkeit, gerade genug, um dem Asiaten zu suggerieren, dass sein Gegner ein wenig unerfahren oder nervös war. Der Preuße glaubte förmlich, das geringschätzige Lächeln des Mannes zu sehen, als der die Ventilhebel verstellte, um sein Motorrad zu beschleunigen.

Ein Rammversuch von rechts zielte immer auf den schwächsten Punkt eines Dampfmotorrades – Den Beiwagen mit Kessel und Brenner. Auch wenn diese beiden Geräte relativ unempfindlich waren, so befanden sich dort jedoch die Rohrzuleitungen und Gestänge, die den Motor antrieben. Von Holdensteins Gegner würde versuchen, den Beiwagen mit einem kurzen Stoß zu rammen, so dass der Preuße gegensteuern musste. Wenn ein Angreifer es richtig machte, konnte er den Korrekturversuch des Fahrers dazu ausnutzen, erneut zu rammen und die Bewegung des Gegensteuerns derartig zu verstärken, dass der Angegriffene endgültig die Kontrolle verlor.

Werner von Holdenstein warf einen raschen Blick nach vorne. Die Strecke war hier gerade, aber sie näherten sich einer Bodenwelle. Er musste seine Aktion zeitlich genau abpassen und hoffen, dass sein Gegner, wenn auch ohne es zu ahnen, mitspielte.

Sein Angreifer hatte die Bodenwelle ebenfalls erkannt, glaubte aber offensichtlich, sie seinerseits zum eigenen Vorteil nutzen zu können. Er war gut und setzte im genau richtigen Zeitpunkt zum Rammen an. Von Holdenstein konnte das Lächeln des Mannes erkennen, als seine Maschine heran war und fast schon den Beiwagen der BMW berührte. Im letzten Augenblick gab der Asiate zusätzlich Dampf, um die Wirkung des Stoßes zu verstärken. Der Preuße tat dasselbe, allerdings um dem Rammen die Kraft zunehmen.

Der Stoß des Motorrades ging ins Leere und der Schwung trieb die Maschine genau hinter die BMW. Von Holdenstein stützte sich auf die Lenkgabel und drückte seinen Körper hoch, wie es ein Fahrer tat, der im nächsten Augenblick mit beiden Füßen auf die seitlichen Bremspedale sprang, um eine Notbremsung vorzunehmen. Ein Bluff, der den Asiaten dazu veranlasste, den eigenen Lenker instinktiv zur Seite zu reißen, um einem Aufprall auf das Heck der BMW auszuweichen. Ein Zusammenstoß an dieser Stelle hätte Lenkung und Achsfederung des Angreifers in höchstem Maße gefährdet. Das Motorrad zog nun links mit der BMW auf gleiche Höhe und der Preuße hatte jetzt seinerseits Gelegenheit, den Angriff zu erwidern. Das Glück war auf seiner Seite, denn nun erreichten sie die Bodenwelle. Von Holdensteins hart eingestellte Blattfedern bewährten sich, der andere Fahrer hatte weit weniger Glück.

Der Preuße glaubte noch ein lautes „Banzai“ von dem unglücklichen Fahrer zu hören, während dessen Motorrad hinter der Bodenwelle aufsetzte, hochfederte und sofort ins Schleudern kam, als es abermals den Boden berührte. Als die schwere BMW vorbei raste, überschlug sich das andere Motorrad, prallte mit dem Beiwagen auf, und dann hallte der Knall einer Kesselexplosion über das

Land.

Wenige Kilometer weiter kam von Holdenstein an den Spuren eines anderen Unfalls vorbei. Dem Fahrer ging es gut. Er stand fluchend neben seiner völlig demolierten Maschine und sah frustriert zu den anderen Maschinen, die an ihm vorbei zogen.

Keiner der Fahrer hatte mehr als einen flüchtigen Blick für die Landschaft übrig. Grasbewachsene Hügel und kleine Baumgruppen zogen vorbei, Schafe zupften eher gleichgültig an ihren Halmen, während die Schafhüter besorgt darüber wachten, dass die lärmenden Rennmaschinen ihre Lieblinge nicht erschreckten. Die Straßen in den kleinen Dörfern waren wie leergefegt, aber in den Fenstern drängten sich die Neugierigen.

Bis Bellacraine versuchten mehrere Fahrer, sich gegenseitig zu überholen, doch keiner unternahm den Versuch, ein anderes Motorrad zu rammen. Das Rennen verlief nun ungefähr nach Norden, auf die Stadt Ramsey zu, und von Holdenstein vermutete, dass insgesamt sieben oder acht Fahrer ausgeschieden waren. Nicht alle waren spektakulären Unfällen zum Opfer gefallen. Der Preuße sah wenigstens einen, der missmutig an seiner defekten Maschine schraubte.

Auf einer langen Geraden setzte ein Fahrer zum Versuch an, von Holdenstein abzudrängen. Der überlegte kurz, ob er die Herausforderung annehmen sollte, entschied sich dann aber dagegen. Sein Ziel war es, die Franzosen zu erwischen. Sie mussten gut sein und schnelle Maschinen haben, denn bislang war wohl keiner von ihnen ausgefallen und sie mussten sich im vorderen Feld befinden. So gab er seiner BMW die Ventile frei und zog dem überraschten Angreifer mit fast hundertfünfundzwanzig Stundenkilometern davon. Die Straße flog nun förmlich unter ihm dahin und der Konstrukteur war sich des Risikos der schnellen Fahrt durchaus bewusst. Aber wenn er einen oder zwei der Franzosen aus dem Rennen werfen wollte, musste er zu diesen aufschließen.

An einer doppelten Bodenwelle hätte er beinahe die Beherrschung über seine Maschine verloren und konnte sie nur mit größter Mühe wieder abfangen. Statt vorsichtiger zu werden, beugte er sich ein wenig zur Seite und schob zwei Schäufelchen Kohle in den Brenner nach. Der Dampfdruck war hervorragend, aber von Holdenstein wusste, dass er auf den Wasserstand achten musste. Wasser während der Fahrt in einen Kessel nachzufüllen, war eine sehr riskante Angelegenheit, denn man musste zumindest einen Teil des Drucks ablassen, damit einem der Verschluss nicht um die Ohren flog. Zudem bestand die Gefahr, sich eine Verbrühung zuzuziehen. Meist waren die Fahrer gezwungen, das Rennen für eine halbe Stunde zu unterbrechen, bevor sie nachfüllen, aufheizen und weiterfahren konnten.

Von Holdensteins BMW war deutlich schneller als die anderen Rennmaschinen und er grinste glücklich in der Gewissheit, dass sich die vielen Arbeitsstunden gelohnt hatten, die er in seine Maschine gesteckt hatte. Ein paar Kilometer vor Ramsey sah er dann endlich die rot-weiß-blaue Rennbekleidung eines Franzosen vor sich. Seine eigene Maschine hatte noch ein klein wenig Reserve,

doch diese wollte der Preuße erst im Notfall offenbaren. Die Geschwindigkeit reichte auch so, sich dem Gegner stetig anzunähern.

Das Rennen war als rau bekannt und ein Fahrer war gut beraten, sich gelegentlich zu vergewissern, was sich in seinem Rücken tat. Der Franzose vor von Holdenstein machte jedoch keinerlei Anstalten, ab und an nach hinten zu sehen. War der Mann ein Neuling oder einfach naiv? Der Preuße konnte sich nicht vorstellen, dass die ehrgeizigen Franzosen mit unerfahrenen Männern antraten. Woher kam also diese Selbstsicherheit?

Werner von Holdenstein verlangsamte ein wenig, um die wahre Leistung seiner BMW zu verbergen. Zudem verschaffte es ihm Zeit zu überlegen, was an dem Franzosen nicht stimmte. Er konnte keinen verbotenen Rückspiegel erkennen, dennoch musste der Fahrer eine Möglichkeit haben, zu erkennen, was hinter ihm geschah. Der Bursche konnte sich schließlich nicht auf sein Gehör verlassen, denn die eigene Maschine machte ja selbst einen Höllenlärm.

Der Konstrukteur kam nicht dahinter, welchen Trick der Gegner vielleicht anwendete. Jedenfalls glaubte er nicht daran, sich dem anderen Fahrer unbemerkt nähern zu können. Er musste also darauf bauen, ihn mit der wahren Leistung der BMW zu überraschen und durfte diese erst im letzten Augenblick ausspielen.

Werner von Holdenstein kam näher, Meter um Meter.

Der Franzose musste erfahren sein und als solcher würde er auch damit rechnen, dass ein Angriff seinem Beiwagen und der Dampfanlage galt. Von Holdenstein gehörte zudem zu den Fahrern, die im französischen Team bekannt waren. Umsonst hatte ihm der Comte de Genaud sicher nicht seine Aufwartung gemacht.

Der beste Schutz war, zu verhindern dass man den Beiwagen rammen konnte, aber das war nicht leicht. Es war keine Spazierfahrt, bei der man mit dem Motorrad immer schön dicht rechts am Straßenrand fuhr. Die hohen Geschwindigkeiten und zahlreichen Kurven zwangen dazu, beide Straßenseiten auszunutzen, und somit gab es immer wieder Phasen, die ein Angreifer zum Rammstoß ausnutzen konnte.

Von Holdenstein versuchte, den Franzosen zu bluffen und zog von der Beiwagenseite heran. Wie er erwartet hatte, bemerkte der Fahrer die Annäherung und reagierte auf jene Weise, mit welcher der Preuße seinen japanischen Widersacher überrascht hatte – Er beschleunigte unerwartet schnell.

Eine andere Maschine hätte er wahrscheinlich abgehängt, nicht jedoch die BMW des Preußen.

Beide Maschinen jagten wohl mit hundertdreißig Stundenkilometern über die Strecke und der Konstrukteur begann sich zu fragen, wie lange seine Maschine oder die des anderen dies wohl durchhalten würden. In das Stampfen der Kolben der BMW mischte sich allmählich ein leises Klingeln, welches darauf hinwies, dass die harten Vibrationen irgendwelche Verbindungen zu lösen begannen. Entweder gelang es ihm, den Gegner nun rasch zu stellen, oder er musste befürchten, dass

seine Maschine versagte. Für einen Konstrukteur seines Namens wäre dies eine Erniedrigung welche die Franzosen sicherlich weidlich ausnutzen würden.

Sie jagten dahin und der Abstand betrug kaum noch zehn Meter, als sie in die engen Kurven bei Ramsey einfuhren. Es war nicht von Holdensteins Verdienst, dass der Franzose die Beherrschung über die Maschine verlor. Der Mann schaffte die Kurve nicht und krachte mit brutaler Wucht in eine Leitplanke. Obwohl der Preuße die Franzosen von Herzen hasste, musste er kurz die Augen schließen, als er die Auswirkungen im vorbeifahren sah.

Benommen zog er die Ventilhebel zurück und nahm Dampfdruck aus den Zuleitungen. Das rasende Stampfen der Kolben wurde langsamer.

Werner von Holdenstein atmete mehrmals tief durch. Er hatte schon manchen Unfall gesehen, doch dieser bereitete ihm Übelkeit. Er steuerte an den Straßenrand und hielt an.

Auf seiner Maschine sitzend rang er nach Fassung und ignorierte andere Maschinen, die nun an ihm vorbei fuhren. Sein Blick glitt unruhig umher, um die Bilder des soeben erlebten zu verdrängen. Dabei sah er auch auf die irische See hinaus und eine dünne Rauchsäule fesselte seine Aufmerksamkeit. Es war nicht die typische Rauchsäule des Schornsteins einer Dampfmaschine, sondern fettiger schwarzer Qualm, wie er nur von einem Feuer stammen konnte.

Werner von Holdenstein griff in die Innentasche seiner Lederjacke und zog ein Etui hervor. Diesem entnahm er seine Brille, die er oft bei diffizilen Arbeiten trug. Das Brillengestell wies mehrere voreinander gefasste Gläser auf, die man, ähnlich einem Fernglas, auf verschiedene Distanzen scharf einstellen konnte. Er drehte an den Stellrädern und suchte dabei nach der Rauchfahne, bis er sie erneut im Blickfeld hatte. Seine Augen weiteten sich überrascht.

„Donnerwetter“, murmelte er. „Wenn das mal keine französische Fregatte ist.“

Es war unzweifelhaft eine 6-Kanonen-Fregatte, die unter der Trikolore des Kaisers fuhr. Das Kriegsschiff hatte sichtlich Schlagseite, schien aber nicht in Gefahr zu sein zu sinken, denn die Männer auf dem schrägen Deck bewegten sich ruhig und zeigten keinerlei Panik. Der Rauch stieg aus einem klaffenden Loch in der Bordwand auf. Werner von Holdenstein bemerkte, dass die Metallpanzerung nach außen aufgerissen war. Eine Explosion im Inneren des Schiffes.

Der Preuße lächelte kalt. „Eure Kessel taugen wohl nicht viel.“

Die Seemannschaft des französischen Kapitäns war außergewöhnlich. Der Schaden befand sich aufgrund der Schlagseite eigentlich unterhalb der Wasserlinie, und war zu groß, als das die Lenzpumpen ihn hätten bewältigen können. Der Kapitän hatte wohl einige Kammern und Räume auf der unbeschädigten Seite fluten und die Ladung umtrimmen lassen, so dass sich das Leck über das Wasser hob. Ein gefährliches Manöver, aber es schien das Schiff zu retten, wenn es nicht in einen Sturm geriet.

Die Augen von Holdensteins verengten sich. An der schrägen Panzerung der Fregatte bemerkte er

zwei längliche Schrammen. Dort war der schwarze Anstrich beschädigt, auch wenn die Rumpfplatten selbst nicht gelitten hatten. Diese Art von Spuren entstanden nur, wenn Geschosse auf den Seitenschutz aufgeprallt und von diesem abgelenkt worden waren.

„Sieh an“, murmelte er versonnen. „Sieht ganz danach aus, als hätte es ein Gefecht gegeben.“

Von Holdenstein setzte die Brille ab und überlegte. So stark, wie das Schiff beschädigt war, musste es den nächsten schützenden Hafen ansteuern und das war unzweifelhaft Ramsey. Er startete seine BMW. Für ihn war das Rennen um die Trophäe vorbei. Er wollte herausfinden, warum ein Schiff des Franzosenkaisers in Zeiten offiziellen Friedens solche Gefechtsschäden aufwies.

Kapitel 4 Beim Lord-Admiral

Das Verteidigungsministerium Ihrer britannischen Majestät, Königin Victoria II., befand sich in Whitehall, einer Straße im Londoner Regierungsviertel Westminster, die ihrem Namen dem kastenförmigen Bau des Ministeriums verdankte. Ein plumper und weiß getünchter Bau, dessen Mauern und Fensteröffnungen eine Gitterartige Struktur zeigten und eher einem Gefängnis glichen. Hier wurde, im Namen ihrer Majestät, die Verteidigung Englands organisiert. Ein Teil dieser, durchaus offensiven, Verteidigung, war die Royal Navy, deren Oberkommando, die Lord-Admiralität, sich hier befand.

In der Nähe des Gebäudes erhob sich der Kenotaph, ein Denkmal, welches an die Opfer vergangener Kriege erinnerte. England verehrte seine Helden, auch wenn es sich ihnen gegenüber nicht immer dankbar zeigte, wie das Schicksal von Lord Nelson, einem Seehelden der ersten napoleonischen Kriege und der Seeschlacht von Trafalgar, wohl bewies.

Im Augenblick befasste man sich im Oberkommando jedoch nicht mit vergangenen Zeiten, sondern den Dingen, welche über die Zukunft Britanniens entscheiden mochten.

Sir John Prewitt hatte die Ehre der Lord-Admiral der Flotte zu sein, und seine vielfältigen Aufgaben hatten ihm schon zahlreiche schlaflose Nächte und ein Magengeschwür beschert. Die Ärzte rieten dringend zu mehr Ruhe, doch es sah nicht so aus, als würde Sir John diese so bald finden.

Der Lord-Admiral war kein politischer Beamter, oder doch wenigstens nicht ausschließlich, denn er hatte seine Laufbahn als Seekadett bei der Flotte begonnen und sich hochgedient. Es war zweifellos eine außergewöhnliche Karriere, die er hinter sich gebracht hatte, und immer, wenn er aus den Fenstern seines Büros hinaus blickte und der Nebel den Ausblick trübte, erschienen in den grauen Schwaden die sturmgepeitschten Wellen des Atlantiks vor seinen Augen. Er vermisste die See, vor allem wenn sich Papiere und Probleme auf seinem Schreibtisch stapelten. Im Augenblick vermisste er sie ganz besonders.

Sir John Prewitt war hochgewachsen und trug die eng sitzende formelle Uniform. Zu seinem

Leidwesen spannte sie ein wenig über seinem Bauch. Folge zu häufiger sitzender Tätigkeit und zu guten und reichlichen Essens, wie er sich eingestehen musste. Der Tradition verbunden trug er einen mächtigen Backenbart, der, natürlich nur hinter seinem Rücken, gelegentlich für gutmütigen Spott sorgte, denn allgemein war Sir John eine hoch geachtete Person.

Im Augenblick hatte er die Hände auf dem Rücken ineinander gelegt und marschierte unruhig in seinem Büro auf und ab. Er tat dies, weil es ihm half, seine Gedanken zu sortieren, und die Erbauer des Gebäudes hatten alles getan, um ihn dabei zu unterstützen. Sir John hasste sein Büro, welches eher einem Saal ähnelte, auch wenn es seine „Gedankengänge" erleichterte. Er schätzte moderne Zweckmäßigkeit, und die verschnörkelten und vergoldeten Möbel aus alten Tagen widerten ihn an. Hinzu kamen die Portraits berühmter Seehelden, von Drake bis Cummings, in massigen und ebenfalls vergoldeten Rahmen. Lediglich die hervorragend detaillierten Schiffmodelle gefielen ihm. Die *Golden Hind* von Drake, die *Victory* von Nelson und sein erstes Schiff, die *Serpent*.

Sir John unterbrach seine Schritte und starrte auf das Telefon, das an der Wand montiert war. Zögernd trat er an das Sprachrohr, das sich daneben befand, zog den Korken heraus und blies kurz hinein. „Sally? Verbinden Sie mich mit der Downingstreet Nummer Zehn. Ich muss den Premierminister sprechen."

„Downingstreet? Sofort, Sir John."

Zwei Stockwerke unter dem Büro des Lord-Admirals wandte sich die junge Telefonistin einem Steuerpult mit zahlreichen Hebeln und Reglern zu. Sie vergewisserte sich, dass genug Dampfdruck in der Hauptkammer der Telefonanlage vorhanden war, öffnete ein Ventil und beobachtete, wie die Anzeige für den Sitz des Premierministers nach oben glitt. Auch wenn es noch ein paar funktionierende elektrische Telefone gab, so verließ man sich lieber auf die zuverlässigeren Dampftelefone, die von Elektrostürmen nicht beeinflussbar waren. Sallys Ventileinstellung leitete Dampf aus dem Hauptkessel in eine Nebenleitung. Im Keller der Admiralität beobachtete ein Mann den ansteigenden Druck in einer bestimmten Leitung und wusste somit, welche Verbindung gewünscht war. Ein Nebenkessel diente als Druckverstärker, weitere Ventile wurden geöffnet oder geschlossen und der Dampf strömte in die Rohre zur Downingstreet. Dort traf er auf ein geschlossenes Ventil, und als der Druck immer stärker anstieg, begann dieses zu pfeifen. Ein Bediensteter legte einen Hebel um, der Druck stieg einen Abzweig hinauf und erreichte den gewünschten Apparat. Auch hier pfiff ein Sicherheitsventil und wenig später hob Premierminister Gordon die Abdeckung des Sprechtrichters ab. Durch die Schutzmembrane drang seine Stimme ein wenig verzerrt, als er sich meldete.

Sir John sprach nur kurz mit seinem Freund und als er die Membrane seines eigenen Telefons schloss, begann er erneut seinen unruhigen Gang. Er war froh, dass er und Gordon ein so enges freundschaftliches Verhältnis hatten. So konnten sie manches Problem ohne Kompetenzstreitigkeiten und politischen Kleinkrieg lösen.

Nur kurze Zeit später klopfte es an der Doppeltür des Büros und ein Wachgardist meldete die Ankunft des Premiers. Die beiden Freunde begrüßten sich und kamen sofort zur Sache.

„Es gibt drei Dinge, die mich im Augenblick außerordentlich beschäftigen, Gordon“, gestand Sir John ein. „Die neue Spezialmunition, die leidige Sache mit der *Thunderer* und ein paar Franzosen, die noch in dieser Stunde bei mir vorstellig werden.“

„Die *Thunderer*?“ Sir Gordon runzelte die Stirn. „Ja, das ist wirklich eine sehr üble Sache, alter Freund. Ich vermute, die Angelegenheit bezüglich der Spezialmunition ist das kleinere Problem. Das sollten wir zuerst lösen.“ Der Premier nahm ein Glas Sherry aus der Hand des Freundes entgegen und prostete ihm zu. „Also, worum geht es?“

„Wie du weißt, sind unsere mit Thermionit betriebenen englischen Dampfkanonen ausgezeichnet. Dennoch haben wir Probleme, die Seitenpanzerung gegnerischer Schiffe zu durchdringen. Es hängt mit der extremen Schräge der Panzer zusammen und …“

„John, nimm es mir nicht übel, wenn ich dich unterbreche, aber auch wenn ich kein Militär bin, so bin ich darüber doch ausreichend informiert. Ich weiß auch, dass die Waffenversuchsanstalt in Portland nach einer Lösung sucht.“

„Entschuldige.“ Sir John nippte an seinem eigenen Glas. „Nun, man scheint dort eine Lösung für unser Problem gefunden zu haben.“

„Ah, und welche?“

„Eigentlich ist es ganz einfach, man muss nur darauf kommen.“ Der Lord-Admiral leerte sein Glas und nutzte es als Demonstrationsobjekt. Ein letzter Tropfen Sherry fiel auf edle Teppiche, während Sir John seine Finger am Glas entlang führte. „Man umgibt das Geschoss mit einer Lage Blei.“

„Blei?“

„Blei, alter Freund. Es ist ein sehr weiches Metall“, dozierte Sir John. Er trat an das Modell seiner alten *Serpent* und tat, als flöge das Glas auf den Rumpf zu. „Ein Geschoss trifft normalerweise auf die Schräge und wird von dieser abgelenkt. Bei dem mit Blei ummantelten Geschoss ist das anders. Das Blei trifft die Schrägpanzerung, verformt sich und passt sich an. Man könnte vereinfacht sagen, dass es wie ein Kaugummi daran klebt.“

„Nett von dir, dass du an schlichte Beschreibungen für Zivilisten denkst“, meinte der Premier und das Lächeln nahm seinen Worten die Schärfe. „Aber was soll dieser „Kaugummi“ nutzen?“

„Nun, natürlich haftet das Blei nicht wirklich und nur für Augenblicke, aber es führt sozusagen das darin befindliche Geschoss gegen die Panzerplatte. Das eigentliche Projektil schießt sozusagen aus dem Blei heraus und in den Panzer hinein.“

„Und das funktioniert wirklich?“

„Portland behauptet es, und ich habe keinen Grund, daran zu zweifeln. Man bezeichnet die neue

Munition als Quetschbleigeschoss.“

Der Premierminister räusperte sich. „Nun, wenn es denn funktioniert, dann ist das doch eine sehr gute Nachricht.“

„Hm, ja, im Prinzip schon.“ Der Lord-Admiral zuckte die Schultern und füllte die Gläser nach. „Das Problem liegt darin, dass wir eine Menge dieser Munition herstellen müssen.“

„Verstehe. Das kostet eine Menge Blei und eine Menge Goldvictorias.“

„Du sagst es.“

Premierminister Gordon überlegte kurz. „Das dürfte kein Problem sein. Wenn die Häuser des Parlaments von der Nützlichkeit dieser Quetschdingsgeschosse erfahren, werden sie den erforderlichen Ausgaben auch zustimmen.“

„Genau das möchte ich vermeiden.“

Gordon sah seinen Freund überrascht an. „Du willst keine Zustimmung des Parlaments?“

„Nein“, bestätigte Sir John Prewitt mit harter Stimme. „Denn ich möchte nicht, dass Napoleon von der neuen Munition erfährt.“

„Was du da andeutest, missfällt mir“, knurrte Gordon. „Im Parlament sitzen nur wahre Patrioten. Keiner von ihnen würde England verraten.“

„Wahre Patrioten, ja“, bestätigte Sir John und lächelte sanft. „Doch sind es englische Patrioten oder französische Patrioten?“

„Du glaubst doch nicht …?“

Sir John machte eine heftige Bewegung und etwas Sherry schwappte aus dem Glas. „Seien wir doch keine Narren. Die Goldeuros des Kaisers sind auch für englische Parlamentarier eine Verlockung. Das Leben in London ist teuer und die Ansprüche unserer Volksvertreter sind hoch. Zudem hat Napoleon durchaus Sympathisanten im Königreich. Auch im Parlament, dessen bin ich mir sicher.“

Premierminister Gordon gab einen undefinierbaren Laut von sich. „Die Möglichkeit besteht“, gab er widerwillig zu. „Andererseits könnte es von Vorteil sein, wenn der Franzose von der neuen Munition erfährt. Es könnte ihn von seinen Eroberungsgelüsten abhalten.“

„Wohl eher nicht“, widersprach Sir John. „Im Gegenteil, es gäbe ihm die Gelegenheit Gegenmaßnahmen vorzunehmen. Wenn seine Schiffe stärker gepanzert würden, so könnten die neuen Geschosse vielleicht nicht durchschlagen. Ich will wahrhaftig nicht hoffen, dass der Kerl kommt, doch wenn das der Fall ist, wäre es besser, ihn mit der neuen Munition zu überraschen.“

„Dem stimme ich zu.“ Gordon leckte sich über die Lippen. „Dennoch besteht natürlich das Risiko, dass es andere undichte Stellen geben könnte. Die Ohren des Franzosenkaisers sind verdammt lang und seine Augen verdammt scharf, wenn du verstehst.“

„Ich werde einen Plan entwickeln, die Herstellung der neuen Geschosse zu verschleiern“, versi-

cherte der Lord-Admiral. „Lass das nur meine Sorge sein. Deine Sorge ist es, das erforderliche Geld zu beschaffen.“

„Dann bleibt nur die Privatschatulle Ihrer Majestät.“

„Nun, du hast einen guten Einfluss auf die Königin, alter Freund.“

„Niemand hat Einfluss auf Königin Victoria“, entgegnete Gordon. „Aber sie ist eine überaus fähige Monarchin und guten Argumenten zugänglich. Schön, ich werde mich der Sache annehmen. Über welche Summe reden wir hier eigentlich?“ Seine Augen weiteten sich ein wenig, als Sir John ihm die Zahlen nannte. „Nun, da werde ich verdammt gute Argumente benötigen.“

„Wenn der Franzosenkaiser über den Kanal kommt, dann wird er das mit sehr vielen Schiffen tun. Weit mehr, als wir ihm entgegenstellen können. Die neuen Quetschbleigeschosse könnten das Verhältnis ausgleichen und Englands Freiheit bewahren.“

„Nun, ich schätze, das ist ein verdammt gutes Argument“, räumte der Premier ein. „Gut, ich werde in diesem Sinne mit Ihrer Majestät sprechen.“ Gordon schenkte sich selber nach. „Damit hätten wir das wohl abgeklärt und können uns den anderen Problemen zuwenden. Du sagtest, es gehe um die *Thunderer*?“

„Und den verdammten Schotten McDenglot“, knurrte Sir John Prewitt.

Bevor er fortfahren konnte, klopfte es erneut an der Tür.

„Der Comte de Genaud und General Strunk sind eingetroffen“, meldete der Gardist.

Sir John seufzte. „Schon? Welchen Eindruck machen sie?“

„Haben sich herausgeputzt und wirken ziemlich verärgert“, antwortete der Soldat.

„Führen Sie die Herrschaften in fünf Minuten herein“, entschied der Lord-Admiral.

Als der Mann gegangen war, winkte Sir John seinen Freund zu einem Gemälde, welches neben der Tür hing. Überrascht registrierte der Premier, wie der Lord-Admiral ein Stück Leinwand zur Seite schob. Dahinter wurde ein Türspion sichtbar.

„Das ist ziemlich hinterhältig“, meinte Gordon.

„Aber auch hilfreich.“ Sir John spähte hindurch. „Ja, ein Franzose in der Ausgehuniform der kaiserlichen Marine und ein Bayer in der Uniform der „Krachledernen“. Der Gamsbart gefällt mir nicht.“

„Was hast du gegen den Gamsbart?“

„Er ist reichlich groß und auf besondere Weise geschnitten. Zeigt zwei kleine und eine tiefe Kerbe.“ Sir John seufzte. „Der Mann wurde zweimal auf dem Schlachtfeld verwundet und trägt den goldenen Löwen, die höchste bayerische Tapferkeitsauszeichnung. Das ist kein Politiker, sondern ein Veteran, ein echter Soldat.“

„Nun, dann wirst du ihn wohl mögen. Du bist ja ebenfalls ein echter Soldat.“

„In diesem Fall wären mir zwei politische Diplomaten lieber.“ Der Lord-Admiral verschloss die

Abdeckung wieder und trat mit seinem Freund an den Schreibtisch. „Diplomaten neigen zu Kompromissen und sind nicht auf Konflikte aus. Die beiden Soldaten da draußen werden wohl eher das offene Wort schätzen und sich nicht mit Phrasen abspeisen lassen."

„Dann überlass mir das Reden. Ich möchte nicht, dass ihr hier mit euren Paradedegen übereinander herfallt und Blut fließt."

„Nett, dass du mir noch so viel Tatkraft zutraust." Sir John lächelte und legte dem Premier kurz die Hand auf die Schulter. „Aber ich weiß sehr wohl, dass es gilt Zurückhaltung zu üben. Da du als Premier der Vertreter Ihrer Majestät bist, steht es dir ohnehin zu, die Herren zu empfangen. Ich werde mich, als Gastgeber, im Hintergrund halten."

Erneut klopfte es und diesmal traten die beiden Gäste sofort ein, als der Gardist öffnete.

Der Mann in der blauweißen Galauniform der französischen Marine deutete eine Verbeugung an. „Comte Jean de Genaud, Kommandant Ihrer kaiserlichen Majestät, Napoleon III., Fregatte *Undine*. In meiner Begleitung befindet sich General Bruno Strunk, der die Ehre hat, die kaiserliche Garde der „Krachledernen" zu befehligen."

Auch der Bayer war formell gekleidet. Er trug die Paradeuniform seiner Eliteeinheit. Krachlederne kurze Hosen, weiße Stutzen an den Waden und den grauen Hut mit Gamsbart. An den Schuhen und den Hosenträgern waren Hirschhornschnitzereien befestigt. Die kurze graue Jacke war blau eingefasst, an den Schulterklappen waren das bayerische Rautenwappen und die drei goldenen Löwen eines Befehlshabenden Generals zu sehen. Der Mann schlug die Hacken zusammen und deutete ebenfalls eine Verbeugung an. Es war eine Geste der Höflichkeit, die von Sir John und Premier Gordon erwidert wurde.

Der Comte tauschte ein paar höfliche Floskeln aus, kam jedoch sehr schnell auf den Grund des Besuches zu sprechen. „Ihre Majestät, Kaiser Napoleon III., ist äußerst echauffiert über den unprovozierten Angriff eines englischen Kriegsschiffes auf Ihrer kaiserlichen Majestät Schiff *Undine*. Das Schiff wurde, wie allgemein bekannt ist, vor der schottischen Küste attackiert und dabei schwer beschädigt. Mehrere Besatzungsmitglieder fanden bei diesem barbarischen Akt den Tod oder erlitten entsetzliche Wunden. Ihre Majestät, Kaiser Napoleon III., erwartet eine offizielle Entschuldigung ihrer britannischen Majestät, Victoria II. von England, sowie die exemplarische Bestrafung der Verbrecher, ferner Wiedergutmachung des erlittenen Schadens. Fürderhin eine Leibrente für die Hinterbliebenen der geschädigten Seeleute."

„Ich erfahre mit Bedauern, dass es sich offensichtlich um Ihr eigenes Schiff handelte, Comte", stellte Premier Gordon fest und sah den Marineoffizier mitfühlend an. „Ich versichere Ihnen, auch im Namen Ihrer britannischen Majestät, Königin Victorias II., meiner aufrichtigen Anteilnahme."

Der Comte deutete erneut eine leichte Verbeugung an, während das Gesicht des bayerischen Generals unbewegt blieb.

„Allerdings“, schränkte Gordon mit freundlicher Stimme ein, „allerdings erfüllen mich die Wünsche Ihres Kaiser mit einem gewissen Befremden.“

„Die *Undine* liegt noch immer im Hafen von Ramsey und bessert ihre Schäden aus, damit sie die Überfahrt nach Calais übersteht“, erwiderte der Comte ebenso freundlich. „Sie können sich jederzeit von ihrem beklagenswerten Zustand überzeugen. Die Forderungen des Kaisers sind durchaus angemessen. Ja, sie sind sogar, genauer betrachtet, sehr zurückhaltend formuliert. Ihrer Majestät, Kaiser Napoleon III., liegt nichts daran, hinter dieser ungeheuerlichen Provokation einen Akt der Marine ihrer britannischen Majestät, Königin Victorias II., zu sehen. Vielmehr sieht Ihre Majestät, Kaiser …“

„Sparen wir uns diese Umständlichkeiten“, warf Sir John Prewitt ein. „Wir wissen, wer Frankreich beherrscht und auch, wer unsere Königin ist.“

Ein unmerkliches Lächeln erschien auf den Lippen des Bayern, der ansonsten keine Regung zeigte.

Premier Gordon machte eine entschuldigende Geste, doch der Comte nickte. „Gut, sprechen wir, wie es unter Männern üblich sein sollte. Frankreich erachtet dieses Verbrechen als Akt eines Einzelnen. Sagen wir, eines, äh, übermotivierten Kapitäns, der sich zu diesem barbarischen Verbrechen verstiegen hat.“

Der Lord-Admiral schüttelte den Kopf. „Mir liegen die Berichte der *Thunderer* vor, Comte de Genaud. Ihr Schiff lag ohne Beleuchtung und ohne Hoheitsfahne vor der Küste, und setzte ein Beiboot aus, um mehrere Personen heimlich an Land zu bringen. Man könnte dies durchaus als feindselige Handlung definieren.“

„Weil mein Erster Offizier falsch navigierte und sich an Land nach seiner Position erkundigen wollte?“ Der Comte lächelte spöttisch.

„Warum waren dann keine Lichter und Flaggen gesetzt?“

„Es gab ein paar Missverständnisse“, räumte der Offizier ein.

„Sie selbst waren nicht an Bord der *Undine*, obwohl es Ihr Schiff ist?“

Der französische Adlige errötete ein wenig. „Ich hatte Erlaubnis Ihrer Majestät, und die Ehre, in Ihrem Namen am Rennen auf der Isle of Man teilzunehmen. Mein Schiff fuhr nach Norden, um sich in der, äh, Seemannschaft zu üben, wie es wohl bei Ihnen heißt.“ Er lächelte zuvorkommend. „Hätte es eine geheime Absicht gegeben, wäre das Schiff wohl kaum ohne seinen Kapitän gefahren, Monsieurs.“

„Mag sein. Aber Sie müssen einräumen, dass es sich verdächtig verhalten hat“, meinte Premier Gordon. „Oder doch zumindest sehr leichtfertig.“

„England und Frankreich sind seit Jahrhunderten durch viele Bande verbunden“, meinte der Comte. „Es gibt traditionelle und verwandtschaftliche Beziehungen und mein Erster Offizier hatte kei-

nerlei Anlass, irgendeine Gefahr zu befürchten, zumal sich die *Undine* in internationalen Gewässern bewegte."

„Ihr verdammtes Kriegsschiff hat die Fregatte aus dem Hinterhalt angegriffen", meldete sich nun der Bayer mit grimmiger Stimme zu Wort. „Das können Sie nicht leugnen, meine Herren. Selbst Ihre eigenen Zeitungen schreiben darüber."

Der bayerische General fungierte als Stichwortgeber des Comte, davon war der Lord-Admiral überzeugt. Der Mann war viel zu erfahren und beherrscht, um in dieser Situation Zorn zu empfinden.

„Zeitungen schreiben sehr viel", seufzte der Premier, „und nicht alles davon muss zutreffen."

„Der unwiderlegbare Beweis liegt im Hafen von Ramsey." Der Comte lächelte erneut.

Lord-Admiral Sir John Prewitt wippte leicht auf seinen Fersen und zeigte damit seinen Unmut. „Ich denke, man sollte diese leidige Angelegenheit nicht unnötig aufbauschen."

„Leidige Angelegenheit?" Das Lächeln des Franzosen gefror. „Sie bezeichnen den unprovozierten Angriff auf eine Fregatte Ihrer Majestät als leidige Angelegenheit?"

„Ihre Fregatte erwiderte das Feuer?"

„Selbstverständlich", erwiderte de Genaud empört. „Aber erst, nachdem Ihre *Thunderer* unprovoziert das Feuer eröffnete. Aus dem Hinterhalt, Monsieurs, aus dem Hinterhalt."

„Sie erwähnten dies schon, verehrter Comte", bestätigte Sir John. „Also handelte es sich wohl um ein Seegefecht, welches von unserem Schiff eröffnet wurde."

„Unprovoziert eröffnet wurde", sagte der Franzose eisig. „Und aus dem Hinterhalt."

„Und Ihre Fregatte erlitt schwerste Schäden, während unser Schiff unversehrt blieb?"

De Genauds Augen verengten sich ein wenig. „In der Tat."

„Obwohl unser Schiff dicht an Ihrer *Undine* vorbei fuhr?"

„Worauf wollen Sie hinaus?", warf der Bayer fragend ein.

„Nun, ein kleines britisches Kanonenboot mit einer einzelnen Kanone bleibt unversehrt, während eine mächtige 6-Kanonen-Fregatte des Kaisers schwerste Schäden erleidet …" Sir John ließ die Worte einen Moment einsickern. „Das wirft ein etwas unglückliches Bild auf die Fähigkeiten von Napoleons Marine, nicht wahr?"

Dem Comte lag offensichtlich eine scharfe Erwiderung auf der Zunge, doch er beherrschte sich und atmete einige Male tief durch.

Premierminister Gordon nutzte die Sekunden des Schweigens. „Wir sollten sehen, ob wir diese Sache nicht zu beiderseitiger Zufriedenheit lösen können. Auf eine Weise, bei der alle ihr, äh, Gesicht wahren können."

Sir John räusperte sich. „Zur Zeit dieses unglückseligen Vorfalls herrschte Nebel. Ein Schiff kann sich leicht im Nebel verirren. Vor allem in fremden Gewässern und vor einer fremden Küste. Könn-

te es nicht sein, dass Ihre Fregatte vorsichtshalber im Nebel Anker warf und ein paar Kanonenschüsse löste, um auf sich aufmerksam zu machen? Zum Beispiel, um eine Kollision mit einem anderen Schiff zu vermeiden? Und dass die *Thunderer* diese Schüsse hörte und als Angriff missverstand, woraufhin sie selber angriff?“

„Das ist eine Lüge“, stellte der Bayer fest.

Der Comte hob beschwichtigend die Hand. „Es ist Diplomatie, mon Generale, und es ist eine Lösung, die alle Seiten zufrieden stellt.“ Er leckte sich über die Lippen. „Eine Lösung, die auch den Kaiser zufrieden stellen könnte. Allerdings nur, wenn man den leichtfertigen englischen Kapitän zur Verantwortung ziehen würde.“ Er lächelte. „Immerhin hätte er mit der möglichen Notlage der *Undine* rechnen müssen. Zumal so dichter Nebel herrschte.“

Premier Gordon sah den Lord-Admiral eindringlich an. „Dem kann ich nur beipflichten, verehrter Comte. Selbstverständlich wird die Marine Ihrer Majestät Konsequenzen ziehen und den verantwortlichen Kapitän seines Kommandos entheben. Sofern der Kaiser auf seine weiteren Wünsche verzichtet, wäre dies sicher eine angemessene Lösung, nicht wahr?“

„Ein unglückseliges Missverständnis“, räumte Jean de Genaud lächelnd ein. „Ihre Majestät, Napoleon III., wird es sicher wohlgefällig beachten, dass der englische Kapitän zur Verantwortung gezogen wird.“

„Darauf können Sie sich verlassen“, sagte Gordon und deutete eine Verbeugung an.

Lord-Admiral Sir John Prewitt verneigte sich steif und stieß einen erbitterten Fluch aus, als die beiden Gäste gegangen waren. „Es ist ein verdammtes Bauernopfer, Gordon. Captain McDenglot hat nichts Unrechtes getan. Ich hoffe, ich hätte an seiner Stelle denselben Mut bewiesen.“

„Ich hoffe nicht.“ Gordon schenkte nach und nippte an seinem Glas. „Ich würde es sehr bedauern, dich des Amtes entheben zu müssen.“

„Es ist dennoch ungerecht“, empörte sich Sir John.

„Mag sein. Aber es ist eine diplomatische Lösung, John. Lieber einen Kapitän weniger, als einen Krieg mehr.“

„Captain McDenglot wird da wohl anderer Meinung sein.“

Kapitel 5 Eugenius McDenglot

Das Loch Etive gehörte zu jenen zahlreichen Seen, die das Landschaftsbild Schottlands so entscheidend beeinflussten und lag im Westen des Landes. Eingebettet zwischen bewachsenen Hügeln, die allenfalls ein Optimist als Berg bezeichnen konnte, und weiten Wiesen mit kleinen Wäldern, war das Loch sicherlich ein malerischer und zudem abgelegener Ort. Es gab nicht einmal ein richtiges Dorf, nur eine Anzahl verstreut liegender Häuser und Cottages. Direkt am See lag ein Hotel-

gasthof, Anlaufstelle für durstige Bewohner der Gegend und jene Angler, die sich hierher verirrten. Die nächste Stadt war Taynuilt, wo sich die meisten Anwohner des Loch Etive mit jenen Dingen eindeckten, die man zum Überleben benötigte oder die das Leben angenehmer gestalteten.

Am östlichen Ende des Lochs erhob sich „McDenglot House“. Es war mehr als ein Haus oder Cottage, aber weniger als eine Burg oder sogar ein Schloss. Dennoch war es der Sitz des Clans der McDenglot und als solcher hatten seine Besitzer ihr Möglichstes getan, um der Anlage ein angemessenes Äußeres zu geben.

Ein beeindruckender und mit Zinnen bewehrter Rundturm war errichtet worden, der an der Wetterseite inzwischen dicht mit Moos bewachsen war. Es gab auch eine bescheidene Wehrmauer, die allerdings dadurch entstanden war, dass man das Geviert aus Wohnbau und sonstigen Gebäuden durch zusätzliche Mauersegmente miteinander verbunden hatte. Außerhalb der Mauer graste die beeindruckende Schafherde, welche eine der wirtschaftlichen Grundlagen der Bewohner bildete, innerhalb der Mauern gingen die wenigen Männer und Frauen von McDenglot House ihrem Tagwerk nach. Zurzeit war Schur und im Innenhof herrschte reges Treiben. Immer wieder wurden Gruppen von Schafen in den Stall getrieben, dort geschoren und dann, von der wertvollen Wolle entblößt, wieder auf die Weide entlassen. Zwischen den Platten des Innenhofes wuchsen Gräser, die sich derzeit mit dem Dung der Tiere mischten.

Im Anbau neben dem Stall lief eine kleine Dampfmaschine, welche die Anlage mit dem erforderlichen Strom versorgte. Thermionit war zu teuer und so benutzte man Holz oder getrocknete Dungfladen, die ausgezeichnet heizten, wenn man sich erst an den typischen Geruch gewöhnt hatte.

Überall gab es elektrisches Licht, und eine kleine Kolbenpumpe förderte das kristallklare Wasser des Loch Etive in jedes der Gebäude. Das kastenförmige Wohnhaus war den Bediensteten vorbehalten, der Hausherr und Clanchief, Eugenius McDenglot, benutzte den ausgebauten Rundturm.

Ja, Eugenius McDenglot war Chef eines schottischen Clans, auch wenn es nur ein sehr kleiner Clan war, und die großen seine Existenz eher ignorierten. Alle Angehörigen der McDenglots waren stolz darauf, den schottischen Kilt zu tragen, und sie litten zugleich darunter, dass er noch immer kein eigenes und anerkanntes Muster, den Tartan, aufwies. Das schlichte Dunkelgrün des Stoffes zeichnete die McDenglots aus und war zugleich ihr ewiger Makel. Der Skote Kenneth McAlpine hatte das Königreich Schottland mit seiner damaligen Hauptstadt Scone bereits im Jahr 844 gegründet. Der Clan der McDenglots bestand jedoch erst seit zwölf Generationen und wurde von den alteingesessenen Clans noch immer mit Skepsis betrachtet.

Vielleicht war dies der Grund, warum Eugenius McDenglot so viel Wert auf schottische Traditionen legte. Er trug fast immer seinen Kilt, selbst zu seiner Marineuniform, aß, wenn auch mit geringer Begeisterung, gelegentlich das schottische Nationalgericht Haggis, nahm, wenn es der Dienst erlaubte, am Baumstammwerfen teil, und übte sich sogar, mit viel Begeisterung doch wenig Talent,

im Spielen des Dudelsacks. Obwohl man Captain Eugenius McDenglot menschlich überaus schätzte, waren die umliegenden Bewohner des Lochs doch durchaus dankbar, wenn sein Dienst ihn auf See hinausführte, und er keine Gelegenheit fand, seine Fertigkeit mit dem Dudelsack zu vervollkommnen.

In nächster Zeit würden diese Hoffnungen wohl enttäuscht werden, denn der Captain war mit der unerwarteten Neuigkeit konfrontiert worden, dass er bei Halbsold in den vorzeitigen Ruhestand versetzt worden sei. Auf höchsten Befehl des Lord-Admirals, Sir John Prewitt, persönlich.

Die Einschätzung der Anwohner von Loch Etive, bezüglich der Person und Fähigkeiten von Sir John, fiel nicht zu dessen Gunsten aus. Hierfür gab es gleich mehrere Gründe – Die Wertschätzung der Person von Eugenius McDenglot, die Tatsache, dass der Halbsold eine bedeutsame wirtschaftliche Einbuße für den Clan darstellte, und der Umstand, dass nun abends wieder die Klänge des Dudelsacks zu hören waren.

An diesem Abend würden die Ohren der Menschen wahrscheinlich geschont werden, denn Eugenius McDenglot, Captain außer Dienst, hatte unerwarteten Besuch erhalten.

Erster Offizier Lydia Smythe und „Chief“ Finnegan Walker hatten den weiten Weg, vom Liegeplatz der *H.M.S. Thunderer* bei Alloway, auf sich genommen, um jenen Mann zu besuchen, der für sie noch immer „der Captain“ war. Sie hatten den Zug benutzt und später den Dampfbus, dessen Endstation das Gasthotel am Loch war. Von dort waren sie geritten. Nur ein kurzes Stück, aber Lydia Smythe war dankbar für ein weiches Kissen, und der Chief bevorzugte es im Augenblick, zu stehen.

McDenglot war über diesen Besuch erfreut und gerührt, obwohl er zugleich die schmerzliche Wunde aufriss, die der Verlust seines Kommandos für ihn bedeutete. Seine Gäste und er vermieden es, über seine Beurlaubung und die *Thunderer* zu sprechen. Man tauschte Klatsch und Neuigkeiten aus, die möglichst wenig mit der Royal Navy zu tun hatten, und doch war das Thema, wohl weil es bewusst von allen vermieden wurde, in höchstem Maße gegenwärtig. Zum Abend gab es Lammbraten, der von der rundlichen Köchin und ihrem Mann herauf gebracht wurde.

„Erlauben Sie mir die Frage, wie groß der Clan ist?“, erkundigte sich Lydia Smythe neugierig.

„Derzeit einhundertsiebenundzwanzig Personen“, gestand McDenglot ein wenig verlegen ein. „Siebzehn leben in McDenglot House. Zugegeben, der Clan ist klein, aber er hat Bestand. Ja, er hat Bestand.“

„Und Sie sind das Oberhaupt.“

„In der Tat, ja. Ich bin beileibe nicht das älteste Clanmitglied“, meinte der Schotte lächelnd, „doch ich bin der Chief.“

„Dann ruhen die Hoffnungen des Clans also auf Ihren Schultern, nicht wahr?“ Lydia Smythe errötete ein wenig. „Ich meine, was den, äh, Stammbaum angeht.“

„Hm, so könnte man sagen“, murmelte McDenglot verlegen. „Aber ich habe ja noch ein wenig Zeit, mich darum zu kümmern.“

„In der Tat“, nutzte Lydia nun die Worte des Schotten und sie mussten alle lachen.

Die Stimmung war entspannt, das Essen ausgezeichnet, auch wenn der Lammbraten nach Finnegan Walkers Meinung ein wenig zu fettig gewesen war. Der anschließende Alkohol sorgte dafür, dass der Chief zum Ausdruck brachte, was ihm die ganze Zeit schon auf der Seele gelegen hatte.

„Es ist eine verdammte Ungerechtigkeit, Sie des Kommandos zu entheben, Sir“, gab er seinem Unmut Ausdruck. „Und ich kann Ihnen versichern, Sir, dass die Männer und Frauen der *Thunderer* genau der gleichen Meinung sind. Sogar O´Ley, obwohl der nur ein verdammter Ire ist.“

„Das stimmt, Captain“, bekräftigte Lydia Smythe.

„Ich bin kein Captain“, knurrte Eugenius McDenglot verlegen. „Jedenfalls nicht mehr.“

„Man hat Sie einfach geopfert, obwohl Sie richtig gehandelt haben“, goss Finnegan ein wenig Öl ins Feuer. Er spielte mit dem Glas, in dem sich ein ausgezeichneter Malt befand, aber ihm wäre ein richtiges Ale weit lieber gewesen. „Wie ich von einem Freund in der Admiralität hörte, ist sogar Sir John persönlich dieser Meinung. Natürlich nur hinter vorgehaltener Hand, wenn Sie verstehen, Sir.“

„Ein politisches Opfer um die verdammten Franzosen zu besänftigen“, seufzte Lydia Smythe. Sie räkelte sich in dem bequemen Ohrsessel und betrachtete die knisternden Holzscheite im Kamin. Die Nacht hatte sich herabgesenkt und McDenglot und seine Gäste hatten dem Alkohol inzwischen gut zugesprochen. Die Augen der Offizierin schimmerten verdächtig und sie war weitaus entspannter, als dies sonst üblich war. Doch vielleicht hing dies auch mit der Tatsache zusammen, dass sie derzeit nicht im Dienst war.

„Damit haben wir gerechnet“, sagte McDenglot in versöhnlichem Ton. „Es freut mich sehr, dass Sie und die Crew meine Flagge hochhalten, doch ich denke, die Admiralität hatte keine andere Wahl.“ Das Thema machte ihn verlegen und er versuchte, es zu wechseln. „Wie geht es eigentlich unserer braven alten *Thunderer*? Ich hörte man habe sie trockengelegt, um an ihrem Rumpf zu arbeiten.“

„Ja, hat man.“ Finnegan Walker leerte sein Glas und ging zu dem kleinen Tisch hinüber, auf dem die Getränke standen. Hervorragende Weine, Whiskeys und sogar ein guter Sherry, doch nichts, was das Herz des Chiefs wirklich erfreut hätte. Ein schönes Ale, ein guter Rum, notfalls tat es auch ein Gin … Walker seufzte vernehmlich und entschied sich dann abermals für Whiskey. „Na ja, das gibt uns wenigstens die Gelegenheit, dass man Muscheln und Algen vom Kupferbeschlag kratzen kann. Ein verdammter Jammer, dass man die alten Schutzanstriche nicht mehr verwenden darf.“

Lydia Smythe trug Uniform und hatte bislang nur den Gurt mit dem Ehrendegen und die Mütze abgelegt. Jetzt, unter der Wirkung von Alkohol und Kaminfeuer, öffnete sie ihre weiße Ausgehjacke. Zumindest die oberen Knöpfe, und gerade weit genug, dass Finnegan Walker die Gerüchte un-

ter der Mannschaft bestätigt sah. Unter der formellen Schale der Offizierin verbarg sich eine sehr ansehnliche Frau.

„Der Offizier, der den Befehl von der Admiralität brachte, erklärte uns, man hielte es für besser, die *Thunderer* für einige Zeit aus dem Wasser zu nehmen“, erläuterte die hübsche Frau. „Wenigstens solange, bis sich die Franzosen weiter beruhigt haben.“

„Sie und das Schiff können nichts für meine damaligen Befehle.“ McDenglot kippte den Inhalt seines Glases hinunter und trat zu Walker, um sich nachzuschenken. „Aber es kann der *Thunderer* nicht schaden, wenn sie einmal ordentlich überholt wird.“ Er wandte sich Lydia Smythe zu. „Gibt es schon Hinweise, wie sich die Admiralität die Zukunft des Schiffes vorstellt?“

Sie wusste, worauf er hinauswollte. „Bislang nicht.“

„Vielleicht beruft man Sie wieder ins Kommando“, meinte Finnegan Walker hoffnungsvoll. „Ich meine, wenn etwas Gras über die Sache gewachsen ist, dann könnte die Admiralität Sie doch wieder in Dienst nehmen.“

„Eher nicht“, erwiderte McDenglot grimmig. „Aber es könnte eine Chance für Lydia sein, ihr erstes Kommando zu erhalten. Die *Thunderer* wäre kein schlechter Anfang in einer Kommandokarriere.“

„Ich würde ungern in Ihre Schuhe treten, Captain“, murmelte sie. „Es wäre kein schönes Gefühl, an Ihrer Stelle auf der Brücke zu stehen.“

„Ich vermisse das alte Mädchen“, gab der Schotte bereitwillig zu. „Aber ich weiß es lieber in Ihren Händen, Lydia, als in denen eines fremden Offiziers.“

„Herzlichen Dank.“ Sie prostete ihm zu und lächelte.

Für einen Moment herrschte Schweigen, bei dem jeder seinen eigenen Gedanken nachhing.

Finnegan Walker bemerkte den versunkenen Blick, mit dem der Captain die Offizierin betrachtete und der Ausdruck der Augen machte ihn verlegen. Riss der Anblick der Marineuniform die Wunde des Schotten noch tiefer auf oder bemerkte er in diesem Augenblick, welch attraktive Frau da im Sessel saß? Es war jedenfalls ein seltsamer Blick, den Walker nicht zu deuten wusste, und er wandte sich ab, um zum wiederholten Mal das private Reich seines früheren Vorgesetzten zu betrachten.

Der Wohnraum von Eugenius McDenglot nahm eine komplette Etage des Rundturms ein. Die nackten Natursteine waren zu sehen und Walker schätzte, dass es im Winter verdammt ungemütlich werden konnte. Daran würde der Kamin nichts ändern, und auch nicht die Rohre der beiden Dampfleitungen, die an einer Wand aus dem Boden kamen und ins darüber liegende Stockwerk führten. Im nördlichen Teil des Raums waren die Durchbrüche des Aufgangs mit den gemauerten Treppenstufen. Sie folgten dem runden Verlauf der Mauer. Es gab kein Geländer und die Stufen waren schmal. Man musste schon einen sicheren Schritt haben, um nicht daneben zu treten.

Der Turm hatte einen beachtlichen Durchmesser und so gab es erstaunlich viel Platz auf seinen

Ebenen. Im Wohnraum des Captains reichte es für eine gemütliche Sitzgruppe, an der sie auch gegessen hatten, einen großen Schreibtisch mit Polsterstuhl sowie zwei Kommoden und einige schmale Bücherregale. Die Möbel waren alt und an einigen Stellen sehr geschickt ausgebessert, so dass man die Spuren kaum sah. Die Bücherregale faszinierten Finnegan Walker. Er war kein großer Freund davon, seine Zeit mit Lesen zu verschwenden, aber die Geschicklichkeit, mit der man die Regale an den Raum angepasst hatte, beeindruckte ihn. Es gab eine ganze Reihe alter ledergebundener Bücher und auch moderne Druckerzeugnisse. Eines der Regale wurde von Enzyklopädien eingenommen. Der Chief erkannte eine gebundene Ausgabe der „Encyclopedia Britannica“ mit ihren zweiunddreißig Bänden, die sicher ein Vermögen an Goldvictorias Wert war. Daneben standen in chronologischer Folge die Werke von „Jane´s Fighting Ships“, einem Militärkatalog, der seit vielen Jahrzehnten die Kriegsschiffe der Welt auflistete. Die Reihe war wohl in jeder Admiralität der Welt vertreten und erwies sich als überraschend gut informiert. Erst in den letzten Jahren, seit Napoleon seine neuen Eroberungszüge angetreten hatte, wurden die Angaben deutlich spärlicher.

„Ich glaube, ich könnte ein wenig frische Luft gebrauchen“, gestand Lydia Smythe ein.

„Eine gute Idee.“ Eugenius McDenglot erhob sich und deutete eine Verbeugung an. „Wenn ich Ihnen meine Begleitung anbieten darf?“

Sie erhob sich und wankte einen Moment. McDenglot stützte sie rasch ab und erhielt dafür ein dankbares Lächeln.

Der Schotte sah den Chief an. „Von der Turmplattform aus hat man einen wundervollen Ausblick auf das Loch und wir haben Glück, dass kein Nebel über dem Land liegt.“

Walker verstand die Einladung, winkte aber ab. „Wenn Sie nichts dagegen haben, Captain, würde ich lieber einmal in Jane´s Katalog hineinsehen.“

„Tun Sie sich keinen Zwang an, Chief. Mein Heim ist Ihr Schloss, wie wir Schotten gewöhnlich sagen.“

„Nun, Sir, mag so ein, aber ich denke, es ist ein englisches Sprichwort.“

„Wie dem auch sei, Chief, fühlen Sie sich ganz wie zuhause.“

Eugenius McDenglot begleitete Lydia Smythe zur Treppe und achtete darauf, dass sie nicht fehltrat, während sie nach oben gingen.

In der nächsten Turmebene befand sich offensichtlich das Schlafgemach von Eugenius McDenglot.

„Oh, Mann“, entfuhr es Lydia Smythe unwillkürlich, als sie das riesige Bett mit dem gewaltigen Baldachin erblickte.

McDenglot räusperte sich. „Ist nicht unbedingt mein Geschmack, Lydia. Das Ding steht schon seit Generationen hier oben. Mir würde eine Koje reichen, aber dieses Monstrum wurde hier oben zusammengezimmert und lässt sich keinen Zentimeter bewegen. Andererseits bringe ich es einfach

nicht übers Herz, es zu Brennholz zu verarbeiten."

„Ach, irgendwie ist es ja ganz romantisch", erwiderte sie. „Ein wenig … altmodisch, aber durchaus romantisch."

„Hm, äh, in der Tat." Die Schlafebene war peinlich akkurat aufgeräumt. Nicht ein Stück Wäsche lag herum und das Bett war ordentlich gemacht. Die Art der Faltung der Decke nach Marineart deutete darauf hin, dass der Schotte hier selbst Hand angelegt hatte und dies nicht den Bediensteten überließ. Eine Folge des Lebens auf See, bei dem die räumliche Enge zu Rücksichtnahme und Ordnung zwang.

Die junge Offizierin bemerkte dass Eugenius McDenglot bemüht war, einen bestimmten Abschnitt der Rundwand vor ihren Blicken zu verbergen und der Alkohol gab ihr den Mut, den Schotten zur Seite zu schieben.

„Oh, Mann", seufzte sie zum zweiten Mal. „Ist das einer Ihrer, äh, Vorfahren?"

Es war ein großes Gemälde, dessen Farben im Lauf der Zeit gelitten hatten. An einigen Stellen war die Leinwand beschädigt, doch die Darstellung eines nackten und kopulierenden Paares war unverkennbar. Der Künstler hatte sich offensichtlich Mühe gegeben, jedes Detail herauszuarbeiten.

Erneut räusperte sich McDenglot und die Röte seines Gesichts vertiefte sich sichtlich. „Einer meiner Vorfahren hat es, äh, gemalt."

„Selbstportrait?"

„Ich denke, ich brauche in der Tat selbst ein wenig frische Luft", sagte der Schotte hastig.

Er schob die junge Frau auf den nächsten Treppenabschnitt und drängte sie hinauf. Sie verharrten kurz unterhalb einer schweren Holzluke, die mit Gegengewichten versehen war, und unter dem Druck von McDenglots Hand knarrend nach oben schwang. Augenblicke später standen sie auf der oberen Plattform und traten dann zwischen die Zinnen.

Die frische Luft war kühl und da ein leichter Wind aufkam, fröstelte Lydia in ihrer dünnen Uniform. Vielleicht unbewusst kuschelte sie sich an McDenglot, der sie verlegen mit einem Arm umfing, um sie zu wärmen. Es war das erste Mal, dass sie sich auf diese Weise nahe kamen und sie taten beide, als sei dies ganz selbstverständlich. Was es vielleicht auch war, denn immerhin standen hier nicht Kapitän und Erster Offizier zusammen.

In der Mitte der Plattform erhob sich der Fahnenmast, an dem die schottische Flagge wehte. Das leise Flattern mischte sich mit dem Säuseln des Windes und den Geräuschen der Nacht. Von der Weide drang das Blöken einiger Schafe herüber. McDenglot House stand dicht am Ufer des Loch Etive und man konnte sogar das Klatschen hören, als einer der großen Fische aus dem Wasser sprang und wieder zurückfiel.

„Es ist schön hier", murmelte Lydia Smythe.

„In der Tat, das ist es", stimmte Eugenius McDenglot zu, der im Augenblick aber keinen Blick für

das Umfeld hatte.

„Der Wetterbericht sagt, dass morgen Nebel aufzieht. Er soll wohl mehrere Tage über dem ganzen Königreich liegen."

„Hm, ja, damit müssen wir leben", murmelte er.

Es war eine wundervolle sternenklare Nacht, begleitet von der in Schottland üblichen Kühle. Der Wind trug den Geruch der Schafherde herüber, an den McDenglot gewöhnt war. Ein leichter Hauch von Vanille mischte sich darunter, als sich Lydia Smythe dem Schotten zuwandte.

„Darf ich etwas fragen?" Sie lächelte sanft und McDenglot erschien es in diesem Augenblick, als könne man in ihren großen Augen versinken.

„Ähem, ja, sicher."

„Ist das Bett wirklich so alt?"

„Sehr alt", versicherte er.

„Und noch immer stabil?"

Er sog den Duft nach Vanille ein und bemerkte, dass er von ihren langen Locken ausging. „Sehr stabil."

Lydia Smythe seufzte. „Meine Güte, Eugenius, an Land scheinst du weniger Entschlussfreudig, als auf See."

Das konnte der Schotte natürlich nicht auf sich sitzen lassen.

Kapitel 6 Der Brennstoff Britanniens

Es gab Entdeckungen, die einfach zum falschen Zeitpunkt gemacht wurden.

Der Hiromata-Antrieb gehörte sicherlich dazu. Er revolutionierte die bescheidene Raumfahrt und hätte wohl entscheidend zur Expansion der Menschheit beitragen können, wenn seine Erfindung nicht ausgerechnet zu jener Zeit erfolgt wäre, in der die Nationen von Klimakatastrophe, Ölkriegen und Aufständen erschüttert wurden. So gab es nur wenig Interesse und noch weit weniger Bedarf für einen Antrieb, der ein Raumschiff in wenigen Wochen quer durch das Sonnensystem tragen konnte. Man wusste wie der Hiromata funktionierte, doch warum er dies tat, war in den Wirren der Unruhen verloren gegangen. Professor Hiromata war ebenso tot wie sein Mitarbeiterstab, und die zahllosen Berechnungen und Formeln, welche die Wirkung des Antriebs erklärten, waren verschollen. Im Grunde hatte sich auch niemand sonderlich dafür interessiert, da es weit wichtigere Probleme zu bewältigen gab.

Erst nachdem sich die Unruhen gelegt hatten, war erneutes Interesse entstanden. Viele der einst reichlich vorhandenen Ressourcen waren knapp geworden und einige Wissenschaftler konnten ein paar Industrielle von der Möglichkeit überzeugen, dass es sich vielleicht lohnte, nach diesen knap-

pen Rohstoffen im Weltraum zu suchen. So war es nicht nationaler Patriotismus, der zum Bau einer Handvoll Forschungsschiffe führte, sondern reines Gewinnstreben und Mangel. Tatsächlich entdeckte man eine ganze Reihe von Rohstoffquellen, deren Ausbeute allerdings schwierig und kostspielig war.

Vielleicht hätte man die Raumfahrt erneut eingestellt, wenn es dem englischen Industriellen Jonathan Henlon nicht gelungen wäre, im Asteroidengürtel auf Thermionit zu stoßen.

Jenes Mineral, welches von da an die Effizienz von Englands Dampfmaschinen und Waffen auf so einzigartige Weise verstärkte. Es gelang Jonathan Henlon, auf welchen Wegen auch immer, den großen Asteroiden, auf dem Thermionit entdeckt worden war, als Eigentum eintragen zu lassen. Als Patriot war es für ihn selbstverständlich, die Ausbeute der Thermionit-Minen der englischen Krone zu überschreiben, wobei sich Henlon, Geschäftsmann wie er ja schließlich war, einen satten Anteil an den Gewinnen sicherte und dafür den Ritterschlag erhielt. So hatten Henlon Industries und Königin Victoria II. gleichermaßen ihre Vorteile.

Die anderen Nationen, vor allem das neue französische Kaiserreich, blickten mit Neid auf den Vorteil, den Britannien durch Thermionit erlangte. Für Napoleon III. war es sicherlich eine reizvolle Vorstellung, den Asteroiden in sein Kaiserreich einzuverleiben, doch es gab Befindlichkeiten, auf die selbst ein so mächtiger Monarch Rücksicht nehmen musste.

Der Weltraum war entmilitarisierte Zone und der Schlichterrat der Nationen achtete akribisch über die Einhaltung der Statuten. Jene Nationen, die sich schon auf der Erde mit Argwohn begegneten, ließen es nicht zu, dass eine von ihnen einen Vorteil durch militärische Okkupation im Weltraum erlangte. So blieb dem Kaiser keine Wahl als seinerseits auf die Entdeckung von Thermionit zu hoffen, doch bislang waren diese Bestrebungen erfolglos geblieben.

Die Eigenheit des Hiromata-Antriebs verhinderte, dass man beliebig viele Raumschiffe bauen und entsenden konnte. Auch wenn die Funktion des Hiromata kein Geheimnis war, und jede noch so kleine Nation ihn ohne großen Aufwand nachbauen konnte, so war seine Konstruktion jedoch vom Hiromata-Kristall abhängig. Eine Forschungsexpedition war einst zufällig auf den Meteoriteneinschlag im Meer gestoßen und hatte den gewaltigen Brocken unter enormem Aufwand geborgen. Professor Hiromata entdeckte schließlich die Fähigkeiten des Kristalls. Man musste eine bestimmte Menge davon mit Diamantschliff versehen, diesen auf genau berechnete Weise in einem Generator anbringen und dann elektrischen Strom hindurchleiten. Wie schon erwähnt wusste niemand warum es funktionierte, aber die Berechnungen, wie viel Strom eingeleitet werden musste, um eine bestimmte Geschwindigkeit zu erreichen, waren allgemein bekannt.

Ein bedeutender Nebeneffekt des Kristalls war die Tatsache, dass er bei geringem Stromdurchfluss ein Schwerefeld erzeugte. Die Schwerkraft war in Richtung auf das Kristall ausgerichtet. Dies führte dazu, dass ein Hiromata-Antrieb immer im Heck installiert war und Raumschiffe innen völlig

anders konstruiert waren, als dies in Romanen und Filmen immer suggeriert wurde. Die Ausrichtung der Decks folgte nicht der Längsachse eines Schiffes, sondern glich den Ebenen eines Turms, bei dem sich oben der Bug befand, und unten das Heck mit dem Hiromata den Boden bildete.

Schiffshüllen ließen sich bauen, und mit Dampfgeneratoren und Solarenergie konnte man Strom erzeugen, aber ohne Hiromata-Kristall gab es keine schnellen interplanetaren Reisen, und der begrenzte Vorrat an Kristall befand sich in der Obhut des Schlichterrates. Jede Nation hatte Anspruch auf eine gewisse Menge des Kristalls, je nach ihrer Größe und Bedeutung, doch die Verteilung wurde von den kleinen Nationen immer wieder durch Einspruch blockiert. Sie hofften darauf, eines Tages an Bedeutung zu gewinnen und somit Anspruch auf eine höhere Zuteilung zu erhalten. Hierdurch gab es weit weniger Raumschiffe, als man tatsächlich hätte bauen können.

So standen England und dem französischen Kaiser nur sehr begrenzte Kapazitäten zur Verfügung. Insgesamt gab es nur zwei Dutzend Raumschiffe, die im Weltraum unterwegs waren. Vier von ihnen gehörten Henlon Industries und transportierten das Thermionit, welches für das englische Königreich so überlebenswichtige Bedeutung erlangt hatte.

Die internationale Orbitalplattform war die Anlaufstelle aller Raumschiffe, und Umschlagplatz für alle Menschen und Waren, die in den Weltraum hinaus transportiert wurden oder von dort zur Erde gelangten. Hier lag das einzige bewaffnete Schiff, der Polizei- und Rettungskreuzer des Schlichterrates, in seinem Dock, und hier arbeitete jene Institution, die als „Zollkommission des Schlichterrates“ darüber wachte, dass keine verbotenen Waren, vorzugsweise Waffen, in den Weltraum gelangten. Umgekehrt kam jede Entdeckung, die gemacht wurde, zur Kenntnis des Schlichterrates.

Sir Jonathan Henlons Ausnutzung von Gesetzeslücken hatte dazu geführt, dass der Thermiont-Asteroid das Eigentum seiner Gesellschaft war. Inzwischen waren die Rechtsgrundlagen nachgebessert, um künftige Entdeckungen zum Vorteil aller Nationen nutzen zu können. Es würde sich noch erweisen müssen, wie gut oder schlecht die Umsetzung dieser Bestimmungen gelang. Wer sich der Mühe unterzog, ein Raumschiff zu entsenden und nach Mineralien, Erzen und anderen wertvollen Dingen zu suchen, tat dies nicht unbedingt unter dem Vorsatz, den Lohn seiner Arbeit mit anderen zu teilen.

Die internationale Orbitalplattform hatte die Form eines gewaltigen Rades, welches um seine Achse rotierte und somit im äußeren Ring ein gewisses Maß an Schwerkraft erzeugte. Dies ermöglichte ein halbwegs komfortables Leben und Arbeiten in der Station. Um die Achse herum, die Nabe, waren die Andockstationen und Lager verteilt. Während im Außenring fast die gewohnte Erdenschwere herrschte, ließ diese zur Nabe hin immer stärker nach, bis man schließlich schwerelos war.

Ein Teil der Nabe glich einem schlanken Turm, der in den Weltraum hinaus ragte. Dort war die Nachrichtenstation untergebracht. Hier waren die Geräte des Langstreckenfunks installiert, dessen

Wellen zwar fast Lichtgeschwindigkeit erreichten, bei dem aber, je nach Entfernung zum Objekt, immense Zeiten zwischen Frage und Antwort liegen konnten. Der Langstreckenfunk wurde deshalb nicht für Gespräche, sondern für Meldungen genutzt. Man befand sich in der irrwitzigen Situation, dass es zwar durchaus möglich war, mit Raumschiffen in großer Entfernung zu kommunizieren, dass es aber keine Möglichkeit gab, eine geregelte Funkverbindung zu einer Erdstation aufzunehmen. Zu häufig und störend waren die Auswirkungen der Elektrostürme. So benutzte man optische Signale, die auf dem Morsealphabet basierten und, falls wieder einmal der Nebel über den nördlichen Ländern lag, kleine Raketen, die eine Meldung zum Boden brachten.

Die Arbeit in der Nabe erfolgte in absoluter Schwerelosigkeit und war für Neulinge immer besonders unangenehm. Magen und Inhalt mussten sich erst mit den neuen Gegebenheiten abfinden und es gab entsprechend der „Seekrankheit“ auch das Phänomen der „Raumkrankheit“. Auf See hatte man jedoch den immensen Vorteil, dass der Mageninhalt den Gesetzen der Schwerkraft folgte, in der Nabe der Orbitalstation war dies nicht der Fall.

Juan Gemenez lernte es auf die harte Tour.

Er war neu auf der Station und hatte seine erste Nacht im Außenring verbracht. Trotz des riesigen Durchmessers des Außenrades war der Boden, die Außenseite des Rades, unter Juans Füßen leicht gerundet, und trotz seiner Vorbereitung auf den neuen Arbeitsplatz befremdete es ihn zu sehen, wie sich der Boden vor und hinter ihm zur Decke zu wölben schien. Der Blick aus den Panzerplastfenstern machte es auch nicht leichter, denn da die Station rotierte, zogen die Fixpunkte rasend schnell an seinen Augen vorbei und ließen ihn schwindelig werden. So konzentrierte er sich auf die festen Fugen des Bodens und folgte der Farbmarkierung zu einer der Kantinen.

Die Station war riesig und über fünfhundert Männer und Frauen arbeiteten hier. Viele waren mit Forschungsprojekten beschäftigt, andere arbeiteten in den Docks, wo die interplanetaren Schiffe und die Zubringer von der Erde be- und entladen wurden, doch die meisten hatten die Aufgabe, den Betrieb der Station zu gewährleisten.

Energie, Atemluft und Nahrung waren die Voraussetzungen für das Überleben.

In Richtung auf die Nabe befanden sich die großen Kessel, in denen der Dampf erzeugt wurde der die Stromgeneratoren betrieb. Der Brennstoff war kein Problem, denn große Solarsegel unterstützten die Stromversorgung, und Spiegel reflektierten das Sonnenlicht auf die Kessel, die sie so erhitzten. Die Anlagen waren sehr effektiv, benötigten aber Wasser und so waren immer wieder Zubringer mit dem kostbaren Nass unterwegs, um den Durst der Besatzung und der Kessel zu stillen.

Große hydroponische Gärten sorgten für Atemluft und einen Teil der Nahrung, und Dutzende von Männern und Frauen sorgten hier für das Wohl der kostbaren Pflanzen. Der größte Teil der Nahrungsmittel musste jedoch, wie das Wasser, mit den Zubringern zur Station transportiert werden.

Juan Gemenez war noch an Erdverhältnisse gewöhnt und hatte sich den Magen ordentlich vollge-

schlagen, als er sich schließlich auf den Weg zu seinem Arbeitsplatz im Nachrichtenzentrum machte. Dazu nahm er eine der Verbindungsröhren, die zur Nabe führten, und von denen zahlreiche Nebenräume und Kabinen abzweigten. Er musste etliche Sicherheitsschotte passieren und spürte dabei, wie die Schwere allmählich abnahm. Trotz der vielen Menschen auf der Station begegnete er nur wenigen. Er kam an einem der Docks vorbei, in dem ein Erztransporter aus dem Asteroidengürtel entladen wurde. An den zerkratzten Flanken des Riesen war noch die alte italienische Flagge zu erkennen, obwohl man sie, wenn auch nur grob, mit der Trikolore des Kaisers übermalt hatte. Die Schiffe waren eine Mischung aus Verhüttungsanlage und Transporter, denn sie flogen zu den Fundorten, schürften dort, verhütteten das wertvolle Erz und kippten den Abraum wieder über Bord. Man verschwendete den kostbaren Frachtraum nicht für wertlosen Schutt.

Meter um Meter schlurfte Juan dahin, und je mehr die Schwerkraft abnahm, desto sinnvoller erschienen ihm die Magnetsohlen unter seinen Schuhen. Schließlich erreichte er die Nabe, wechselte die Richtung und starrte zweifelnd in den hohen Turm hinauf. Ein knapp fünf Meter durchmessender Schacht, der sich fünfhundert Meter nach oben erstreckte. An den Seiten gab es zwei Sprossenleitern mit Sicherheitsbügeln und Juan schauderte es vor dem Gedanken, die unendlich erscheinende Zahl von Sprossen hinauf klettern zu müssen.

Er zuckte zusammen, als hinter ihm ein Schott geöffnet wurde. Ein Mann in der schlichten Kombination der Raumarbeiter wollte gerade von einem Gang in den nächsten wechseln und bemerkte das Zögern des Spaniers. Ein breites Grinsen erschien auf seinem Gesicht.

„In die Hocke gehen und springen“, meinte der Mann freundlich. „Geht ganz leicht, und man treibt schwerelos und ganz bequem nach oben.“ Er deutete die Bewegung an, ohne sich jedoch wirklich abzustoßen. „Aber nicht zu stark und auf die Richtung achten, sonst knallt man gegen die Wand. Passiert schon Mal, deswegen ist sie an den meisten Stellen auch gepolstert.“

„Und warum soll ich mich nicht stark abstoßen?“, fragte Juan. „Desto schneller bin ich doch oben.“

„Das schon, aber die Schwerelosigkeit nimmt dir nur das Gewicht und nicht die Masse. Wenn du zu schnell bist, klatscht du wie ein Sandsack gegen das obere Schott.“ Der Dockarbeiter lachte. „Glaub mir, Mann, das kann ziemlich wehtun.“ Er wollte sich abwenden, hielt dann aber noch kurz inne. „Ach ja, und komm nicht an die roten Dampfleitungen. Die sind nämlich nicht isoliert.“

Er verschwand und überließ es Juan, die gut gemeinten Ratschläge zu beherzigen.

Für das erste Mal stellte er sich gar nicht so ungeschickt an. Er musste zweimal korrigieren, bevor er neben dem oberen Sicherheitsschott ankam. Augenblicke später schob er sich in die Nachrichtenzentrale und sah sich fasziniert um.

Sie durchmaß wohl zwanzig Meter und war mit Geräten und Pulten vollgestopft. Drei der vier Arbeitsstationen waren besetzt und die Männer und Frauen waren im Schein der Instrumentenbeleuch-

tungen und dem Licht der Sterne gut zu sehen. Juan war fasziniert von der Halbkugel aus Panzerplast, die sich über dem Raum wölbte und freien Ausblick in den Weltraum gewährte. Ein schöner und zugleich irritierender Anblick, der einen unwillkürlich nach einem Halt greifen ließ.

„Sie sind spät dran“, stellte eine ältere Frau fest. „Ich bin Miriam und leite diese Schicht.“

„Juan Gemenez“, stellte er sich vor.

„Ich weiß, Sie sind der Neue. Na schön, das dort ist Ihre Arbeitsstation. Kommunikation für Langstrecken. Ist nicht viel los und ich hoffe, Sie kennen sich mit den Geräten aus.“

„Ich war der Beste meines Jahrgang“, versicherte Juan mit ein wenig Stolz in seiner Stimme.

„Nun, wir werden sehen. Die Geräte sind dieselben wie auf der Akademie. Nur dass unsere auch tatsächlich richtig funktionieren“, erwiderte Miriam.

Juan schlurfte vorsichtig zu seinem Arbeitsplatz, nahm in dem gepolsterten Schwenksessel Platz, und sah sich die zahlreichen Instrumente und Anzeigen vor sich an. Alles war genau so wie er es gelernt hatte, und er traute sich zu, seine Aufgabe zu bewältigen.

Die Frau folgte ihm und beugte sich über das Pult. „Wir erwarten einen Frachter von Henlon Industries mit einer Ladung Thermionit. Eigentlich ist das Schiff sogar schon überfällig, aber so genau lässt sich eine Andockzeit, trotz des Hiromata, nicht bestimmen. Danach ist wieder eine Weile Ruhe. Nächste Woche kommen ein Erzfrachter und ein Wassertransporter, ansonsten wird nichts los sein.“ Sie deutete auf eine Membrane. „Ein eingehender Langstreckenspruch wird akustisch angezeigt. Sie müssen also nicht die ganze Zeit wie hypnotisiert auf das Pult starren. Da wir hier oben keine Behinderungen durch Elektrostürme haben, verfügt die Station über funktionierendes Langstreckenradar. Sie werden es vielleicht nicht glauben, doch wir können damit bis hunderttausend Kilometer in den Raum hinaus tasten. Ich wette, so etwas gab es früher auf der Erde nicht. Aber das Ding zeigt im Augenblick auch nichts an. Angespanntes Nichtstun, wie wir dazu sagen. Wir überbrücken unsere Schichten mit einem Schwätzchen, einem Kartenspiel oder einem guten Buch. Natürlich nicht offiziell, aber man kann ja nicht die ganze Zeit nur Däumchen drehen. Wird von der Stationsleitung geduldet, aber stecken Sie sich das Buch in den Overall, wenn Sie es zur Arbeit mitbringen. Muss ja nicht jeder sehen.“

„Hm, danke, ich habe ein paar Taschenbücher dabei“, erwiderte Juan. „Also, nicht jetzt, aber in meiner Kabine.

„Na, in dieser Schicht werden wir uns sicher unterhalten, um uns etwas besser kennen zu lernen“, versicherte einer der Männer. „Haben Sie sich auch für ein Jahr verpflichtet oder sogar für länger?“

Sie kamen ins Gespräch, bis unvermittelt das Warnsignal an Juans Pult summte.

Der Ton war so intensiv und kam derart unerwartet, dass der junge Spanier erschrocken herumfuhr. Genau dies war sein Fehler, denn er hatte die Schwerelosigkeit nicht bedacht und war nicht angeschnallt. Seine Füße hatten zudem keinen Bodenkontakt. Als er nun mit seinem Schwenksessel

herumwirbelte, reichte der Schwung aus, ihn vom Sitz zu lösen und über sein Pult hinweg gegen die durchsichtige Kuppel zu tragen.

Es war der Moment, indem Juan erfuhr, warum sich ein Neuling in der Schwerelosigkeit nicht den Magen füllen sollte.

„Verfluchte Sauerei“, knurrte einer der Männer. „Jetzt können wir sehen, wie wir den ganzen Mist mit den Staubsaugern wieder einfangen.“

Miriam ignorierte das hilflose Gezappel von Juan und die Flüche der anderen. Sie stand über dessen Pult gebeugt. „Hört auf zu jammern und holt den Burschen aus der Kuppel, Leute. Wir haben hier ein ganz anderes Problem.“ Sie richtete sich auf und sah die Kollegen ernst an. „Das ist ein Notruf von dem Thermionit-Frachter und er reißt mittendrin ab. Sieht ganz so aus, als würde das Schiff nie hier ankommen.“

„Verdammt.“ Einer der Männer langte nach einem der Saugrohre und begann Juans Mageninhalt einzusammeln. Juans Situation schien ihn nicht zu berühren, der Schutz der Geräte ging vor, denn man musste verhindern, dass Tröpfchen in die empfindlichen Instrumente eindrangen.

„Ein Langstreckenspruch braucht mehr Zeit, als ein unter Hiromata fliegendes Schiff“, stellte der andere Funker fest. „Wird also schwierig festzustellen, wo es das Schiff erwischt hat. Besagt das Notsignal wenigstens, was passiert ist?“

„Es kam nur die Kennung des Schiffes und das SOS, aber keine Positionsangabe.“

„Das ist übel.“

Miriam nickte. „Vor allem für England. Vor ein paar Monaten ging schon die *Queen of Lancaster* aus ungeklärter Ursache verloren. Das ist nun der zweite Frachter, den Henlon Industries verliert. Es könnte gut sein, dass in England das Thermionit allmählich knapp wird, und dann müssen die den Gürtel ein gutes Stück enger schnallen.“